Rec. Leipz. Repertor. 1821. B. II p. 395.
— Heft II ——— 1821 B. ~~II~~ III. 201.

Ueber
Kunst und Alterthum.

Von

Goethe.

Vierten Bandes erstes Heft.

Mit einem Kupfer:

Der Schild Wellingtons.

Stuttgard,
in der Cottaischen Buchhandlung.
1823.

Inhalt.

Prolog zu Eröffnung des Berliner Theaters. = = = = = S. 1
Neuere bildende Kunst.
Weimarische Ausstellung von 1821. — 19
Wilhelm Tischbeins Homer 7r Heft. — 26
St. Seebalds Grab zu Nürnberg. — 37
Der schlafende Amor von Gandolfi. — 41
David mit Goliaths Haupt nach Guercino. = = = = — 43
Ehebrecherin nach Titian. = — 44
Carus Gemälde. = = = — 48
Besuch des Königs von Preußen an Blüchers Krankenbett, von den Gebrüder Henschel in Berlin. — 51
Neugriechisch-epirotische Heldenlieder. — 54
Gabriele von Johanna Schopenhauer. — 65
Das Sträuschen, Altböhmisch. = — 73
Ein deutscher Improvisator. = — 76
Der Schild Wellingtons. = = — 81
Der Schild Achilles. = = = — 95
Alexander Manzoni an Goethe. = — 98
Wunsch und freundliches Begehren. — 102

Kunst und Alterthum.

Hl

3—1

Der Schild Wellingtons.

Mittelfeld

Ueber

Kunst und Alterthum.

Von

Goethe.

Vierten Bandes erstes Heft,

mit einem Kupfer.

Stuttgard,

in der Cottaischen Buchhandlung.

1823.

Ich dachte mir's, doch mit bescheidnem Hoffen,
Verwandte Kunst, sie hat mich übertroffen. —
Mit Unbehagen fühl' ich mich allein,
Der ganze Hofstaat muſs versammelt seyn.

Wo bleibt ihr denn? die wenn ich nicht beschränkte,
Zudringlich eins das andere gern verdrängte:
Der frühste Heldensinn, des Mittelalters Kraft,
Die heitre Tagswelt, sittsam possenhaft;
Ihr Wechsel-Bilder, ihr des Dichters Träume,
Herein mit euch und füllt mir diese Räume!

Nun fasse dich! dem Ort gemäſs, der Zeit:
Beschleunigen ist Ungerechtigkeit.
In buntem Schmuck durchzieht schon manches Chor
Sich vorbereitend Säulengang und Thor,
Zu Gleichem Gleiches reihenhaft gesellt,
Weil jedes, rein gesondert, mehr gefällt.

Nichts übereilt! Ich lob' euch, die ich schalt,
Mit Sparsamkeit gebrauchet Kunstgewalt

Und tretet nächtlich, in der Jahre Lauf,
Den Sternenhimmel überbietend auf;
So dafs ein Herz, auch an Natur gewöhnt,
Nach eurem Kreis, dem leuchtenden, sich sehnt.

Sie rüsten sich den hehren Raum zu schmücken,
Ihr sollt sie alle wohlgereiht erblicken;
Doch gebt mir zu, dafs ich was ich entwarf,
Was alle wollen, gleich verkünden darf.

Vom tragisch Reinen stellen wir euch dar
Des düstern Wollens traurige Gefahr;
Der kräftige Mann, voll Trieb und willevoll,
Er kennt sich nicht, er weifs nicht was er soll,
Er scheint sich unbezwinglich, wie sein Muth,
Und wüthet hin, erreget fremde Wuth,
Und wird zuletzt verderblich überrennt
Von einem Schicksal, das er auch nicht kennt.
Unmafs in der Beschränkung hat zuletzt
Die Herrlichsten dem Uebel ausgesetzt,
Und ohne Zeus und Fatum, spricht mein Mund!
Ging Agamemnon, ging Achill zu Grund.

Ein solches Drama, wer es je gethan,
Es stand dem Griechenvolk am besten an;
Sie haben, grofsen Sinns und geistiger Macht,
Mit wenigen Figuren das vollbracht.

Nach Jahren stürmt's auf wogem Wellenmeere;
Wir führen euch zum Schauplatz ganze Heere.
Die Mittelzeit gebieret Mann für Mann,
Der Tüchtige hilft sich wie er helfen kann,
Und wenn zuletzt ihm Fehl zu Fehle schlägt,
Ergiebt er sich dem Kreuze das er trägt.
Was Dulden sey erscheint ihm nur gering,
Weil er im Handeln an zu dulden fing;
Entsagung heiligt Kriegs- und Pilgerschritt,
Sie treibt's zu leiden — weil der Höchste litt.

Nun aber zwischen beyden liegt, so zart,
Ein Mittelglied von eigner holder Art.
Schicksal und Glaube finden keinen Theil,
In reiner Brust allein ruht alles Heil:
Denn immerfort, bey allem was geschah,
Blieb uns ein Gott im Innersten so nah;

Wo Erd' und Himmel sich im Grusse segnen,
Dem Staunenden als Herrlichstes begegnen.

Wenn obere Regionen so sich halten,
Wo Fürst und Fürstin überschwenglich walten,
So mag darauf gewöhnliches geschehn! —
Ein Bürger kommt, auch der ist gern gesehn,
Mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt;
Von Grillenqual, von Gläubigern gedrängt,
Sonst wackrer Mann, wohlthätig und gerecht,
Nach Freyheit lechzend, der Gewohnheit Knecht;
Die Tochter liebt, sie liebt nicht den sie soll,
Ein muntrer Sohn, gar mancher Schwänke voll,
Und was, an Oheim, Tanten, dienstbaren Alten,
Sich Charactere seltsamlich entfalten;
Das alles macht uns heiter, macht uns froh,
Denn ohngefähr geht es zu Hause so.
Und was die Bühne künstlich vorgestellt,
Erträgt man leichter in der Werkelwelt;
Die Thoren läſst man durcheinander rennen,
Weil wir sie schon genau im Bilde kennen.

Jetzt liegt uns nah, was wir auch nicht verschmähn,
Das Possenhafte, gleichfalls gern gesehn;
Doch niemand wünscht sich's in das eigne Haus,
Die Sittlichkeit wies' es zur Thür hinaus.
Von Markt und Strafsen selbst hinweg gebannt
Hat sich's getrost der Bühne zugewandt;
Weil dort die Kunst, zu ihrem höchsten Preis,
Gemeine Roheit klug zu mildern weifs,
Dafs der Gebildete zuletzt erschrickt,
Wenn ihn Absurdes fesselt und entzückt.

Dies darf ich heute nur mit Worten schildern,
Doch seht ihr alles in belebten Bildern
Vor eurem Blick zunächst vorübergehn.
Wir zaubern euch zu heiligem Tempelfeste,
Zur Krönungsfeier schmücken wir Paläste;
Was alt und neue Zeit gebäulich wies,
Nach düstrer Burgen stolzem Rittersaale,
Erblickt ihr Thürme, kirchliche Portale,
Kreuzgang, Capelle, Keller und Verlies.

Und innerhalb der Räume seht ihr walten
Der Zeit, dem Ort gewidmete Gestalten,
Tagtäglich führt man euch zu andrer Welt.
Und wie bequem ist's doch mit uns zu reisen
Die besten Pfade wird man jedem weisen,
Der sich der Muse treulich zugesellt.

Sie tritt begeistert zurück als wenn sie etwas in den Lüften hörte.

Was ruft! — Ein Dämon! — Helfet mir bedenken!
Ich soll den Schritt nach andrer Seite lenken.
Ja! was ich sagte, sagt' ich offenbar,
Dem Menschensinn gemäfs, wahrhaft und klar.
Nach Wunderbarem aber treibt mich's, will es fassen;
Nun folgt mir gern, sonst müfst' ich euch verlassen.

Sie eilt hinweg.

II.

Das Theater verwandelt sich in eine Wald- und Felspartie. Blasende Instrumente hinter der Coulisse unterhalten die Aufmerksamkeit und leiten das Folgende ein.

Die Muse

tritt auf, den Thyrsus in der Hand, ein Pantherfell um die Schultern, das Haupt mit Epheu bekränzt.

Tausend, aber tausend Stimmen
Hör' ich durch die Lüfte schwimmen,
Wie sie wogen, wie sie schwellen!
Mich umgeben ihre Wellen,
Die sich sondern, die sich einen,
Sie die ewig schönen, reinen.
Wie sie mir ins Ohr gedrungen,
Wie sie sich ins Herz geschlungen,
Stürmen sie nach allen Seiten,
Von der Nähe zu den Weiten,

Berghinan und thalhernieder
Und das Echo schickt sie wieder.

Das Theater verfinstert sich.

Und von den niedern zu den höchsten Stufen
Sind Kräfte der Natur hervorgerufen.
Die Atmosphäre trübt sich, ist erregt,
Der Donner rollt, ein Blitz der prasselnd schlägt,
Zersplittert Wald und Fels, die moosigen Alten,
Die Rinde gar des Bodens wird gespalten.

Ein rother Schein überzieht das Theater.

Erdschlünde thun sich auf, ein Feuerqualm
Zuckt flammend übers Feld, versengt den Halm,
Versengt der Bäume lieblich Blüthenreich;
Nun herrscht die Nacht, das Leben stockt sogleich,
Und aus den Grüften hebt sich leis' heran
Das Gnomen-Volk und wittert alles an,
Und wittert alles aus, und spürt den Platz,
Und forscht und gräbt, da glitzert mancher Schatz!
Das alt-verborgne Gold bringt keinem Heil,
Der Finsterniſs Genosse will sein Theil.

Im Innern siedet's, schäumt und schleudert wilder
Durchs Feuermeer furchtbare Schreckensbilder;
Wie Salamander lebt es in der Glut,
Und streitet häfslich mit vulkanischer Wuth.

Schon hüben und drüben sind Berge versunken,
Schon gähnet der Abgrund, schon sprühen die Funken.
Was ist mir! was leuchtet ein wunderlich Licht!
So leuchtet der Furie Feuergesicht.
Und, unter dem Kopfschmuck phosphorischer Schlangen,
Weifs glühen die Augen und rothbraun die Wangen;
Der Schrecken ergreift mich, wo rett' ich mich hin!
Noch kracht' es entsetzlicher, Felsen erglühn,
Sie bersten, sie stürzen, sie öffnen mir schon,
Der grausesten Tiefe Plutonischen Thron!

Das Theater verwandelt sich in einen hellen erfreulichen Ziergarten.

Kehrst du wieder, Himmels - Helle!
Iris, mit gewohnter Schnelle,
Trennt die grausen Wolken schon —
Augen - funkelnd für Entzücken
Den Geliebten zu erblicken
Auf dem goldnen Wagenthron.

Phöbus glänzt ihr hold entgegen;
Himmlischer Vermählung Seegen,
Fühlt der Erde weiter Kranz.
Um des Bogens bunten Frieden
Schlingen lieblichste Sylphiden,
Schillernd zierlich, Kettentanz.

Und, da unten, Silberwellen
Grünlich - purpurn, wogen, schwellen
Auch empor in Liebesgluth,
Schalkisch locken gleich Undinen,
Blauen Augs, verschämter Mienen,
Sich den Himmel in die Flut.
Blüht's am Ufer, wogt's in Saaten,
Alles ist dem Gott gerathen,
Alles ist am Ende gut!

Tanz von Sylphen und Undinen.

III.

Die Muse

kommt in anmuthiger Kleidung und, nachdem sie einigen Antheil am Tanze genommen, wendet sie sich zu den Zuschauern.

Viel ist, gar viel mit Worten auszurichten,
Wir zeigen dies im Reden wie im Dichten;
Doch liebliche Bewegung, wie gesehn,
Darf man zu schildern sich nicht unterstehn,
Nur der Gesammtblick läſst den Werth empfinden,
Der holde Tanz er muſs sich selbst verkünden.

An ihm gewahrt man gleich der Muse Gunst,
Das höchste Ziel, den schönsten Lohn der Kunst,
O, möge den Geschwistern sämmtlich glücken
Solch allgemeiner Beyfall, solch Entzücken!

Denn das ist der Kunst Bestreben
Jeden aus sich selbst zu heben,

Ihn dem Boden zu entführen;
Link und Recht muſs er verlieren
Ohne zauderndes Entsagen;
Aufwärts fühlt er sich getragen!
Und in diesen höhern Sphären
Kann das Ohr viel feiner hören,
Kann das Auge weiter tragen,
Können Herzen freyer schlagen.

Und so gehts den Lieben allen
Die im Elemente wallen,
Welches bildend wir beleben;
Wer empfing der möchte geben,
In der Himmelsluft der Musen
Oeffnet Busen sich dem Busen,
Freund begegnet neuem Freunde,
Schlieſsen sich zur All-Gemeinde,
Dort versöhnt sich Feind dem Feinde.

So herrlich fruchtet was die Muse gönnt!
Die ihr's genieſst, es dankbar anerkennt,

Preist Ihn mit mir, den Gott der es gegeben.
Was heute fröhlich macht, was heute rührt,
Nicht etwa flüchtig wird's vorbey geführt;
Was heute wirkt, es wirkt aufs ganze Leben.

Die Kunst versöhnt der Sitten Widerstreit,
In ihren Kreisen waltet Einigkeit.
Was auch sich sucht und flieht, sich liebt und hafst,
Eins wird vom andern schicklich angefafst:
Wie Masken, grell gemischt, bey Fackelglanz,
Vereinigt schlingen Reih- und Wechseltanz.
Vor solchen Bildern wird euch wohl zu Muthe!
Empfangt das Schöne, fühlt zugleich das Gute,
Eins mit dem andern wird euch einverleibt.
Das Schöne flieht vielleicht, das Gute bleibt;
So, nach und nach erblühet, leise, leise,
Gefühl und Urtheil, wirkend wechselweise;
In eurem Innern schlichtet sich der Streit,
Und der Geschmack erzeugt Gerechtigkeit.

Und so in euch verehr' ich meine Richter!
In gleichem Sinne huldigt euch der Dichter,

Der, wär' er noch so stolz auf sein Talent,
Doch eures Beyfalls höchsten Werth erkennt.
Erweist euch nun, wir anerkennen's willig,
Aufmerksam offnen Sinns, gerecht und billig.
So schmücket sittlich nun geweihten Saal
Und fühlt euch grofs im herrlichsten Local.

Denn euretwegen hat der Architect,
Mit hohem Geist, so edlen Raum bezweckt;
Das Ebenmaafs bedächtig abgezollt,
Dafs ihr euch selbst geregelt fühlen sollt;
Wie's dem Senat geziemt, den eine Welt
Auf seinen Spruch zu harren würdig hält.

Dann auch der Bildner schmückt das edle Haus,
Vom Sockel bis zum Giebel, reichlich aus.
Hier mufs euch Ernst im Heiligthume seyn,
Denn Götterformen winkten euch herein;
Wo rings umher der Maler sich bemüht
Und euren Blick von Bild zu Bilde zieht,
Da, was euch einzeln sonst gefesselt hielt,
In einem Kreise hundertfältig spielt.

Das ist nun offenbar; doch was verhüllt
Geheimnifsvoll die innern Räume füllt,
Erst harrend ruhig, magisch dann behende,
Im Augenblick wie ich die Finger wende,
Wird mannigfaltig, so nun Jahre walten,
Sich nach und nach vor eurem Blick entfalten.

Und wessen Wollen dies uns zugedacht,
Auf wessen Wink die Meister das vollbracht,
Wer wüfst' es nicht zu deuten, nicht zu nennen;
Doch Ihm genügt, dafs wir es anerkennen.

In dieser Schöpfung, diesem Kunstverein,
Wie mufs es mir denn erst zu Muthe seyn!
So grofses Leisten fordert Grofses an,
Viel ist zu thun, da wo so viel gethan.
Was wäre nicht zu denken, nicht zu sagen!
Doch will ich's jetzt mir aus dem Sinne schlagen.

Sie wendet sich, lebhaft anmuthig, weiter vortretend an die Zuschauer.

Erscheinen die Freunde so oft und so viel,
Sie heiſsen willkommen!
Wir andern, wir wechseln, wir steigern das Spiel,
Und jedermann hat sich das Seine genommen.
Eröffnen die Räume, die heiteren, hellen,
Sich als ein Gemeingut, wie heilende Quellen,
Dem Nächsten, dem Fernsten, dem Höchsten zur Lust,
Beleben der Menge bewegliche Brust;
So Alte, so Junge sind alle geladen
In unserem Aether sich munter zu baden.
Ein Traurender komme, da fühlt er sich froh,
Erheitert ein Sorgender; Jeglicher so,
Wie's immer dem Einen, dem Andern entspricht,
Zum Streben, zum Handeln, zum Wirken, zur Pflicht.

So sind wir am Ziel nun, Er hat es gewollt,
Daſs freudig geschehe, was Alle gesollt.

Des Vaterland's Mitte versammelt uns hier,
Nun ist es ein Tempel und Priester sind wir;
Wo Alles zum Höchsten, zum Besten gemeint,
Um unseren Herrscher entzückt sich vereint.

Neuere bildende Kunst.

Weimarische Ausstellung.

Zu Anfang Septembers jeden Jahres, das erfreuliche Geburtsfest unsres höchsten Stifters und Beschützers zu feyern, wird zu Weimar eine öffentliche Ausstellung der von allen Schülern des bekannten freyen Zeichen-Instituts gefertigten Arbeiten veranstaltet, wozu ferner von einheimischen Künstlern, nicht selten auch von auswärtigen Beyträge geliefert werden. Die diesjährige Ausstellung unterschied sich von andern durch Gemälde mehrerer Frauenzimmer, von so achtenswerther Beschaffenheit, daß wir es für Pflicht halten, den

Kunstfreunden etwas näheren Bericht von denselben zu geben.

Luise Seidler von Jena, seit einigen Jahren in Italien fleißig bemüht sich auszubilden, sendete aus Florenz die Copie eines unter den Meisterstücken der dortigen Gallerie aufbewahrten Gemäldes von Rafael, Maria mit dem Christkind und dem kleinen Johannes darstellend, bekannt unter dem Namen der Madonna del Cardellino (vom Stieglitz); nebst einem Brustbilde des Erzengels Michael aus dem schönen Gemälde des P. Perugino, welches sich ebenfalls zu Florenz in der Gallerie der Maler-Akademie befindet. Beyde Stücke sind mit Oelfarben gemalt, und hat die Künstlerin besonders auf Nachbildung des Gemäldes von Rafael höchst lobenswerthen Fleiß verwendet; der simple etwas gelbliche Farbenton des Originals ist treu wiedergegeben, das Eigenthümliche in Gestalt und Ausdruck am Christkind nicht weniger gelungen. Sollte jemand, der mit Rafaels Werk sich genauer bekannt ge-

macht, im Kopf der Madonna das allerzarteste von reiner Schönheit, Gemüth und Geist vermissen, so bedenke man: daß eben von Seite dieser Eigenschaften besagtes Gemälde, und vornemlich der Madonnenkopf, ganz unnachahmlich.

Das Brustbild des Erzengels hat eine etwas freyere Behandlung erfahren und wird durch jugendliche Unschuld und Lieblichkeit der Züge sehr anziehend. Art und Geschmack des P. Perugino sind darin leicht zu erkennen, und nach dieser Copie zu urtheilen, muß das Originalbild, welches uns unbekannt blieb, wohl eine der allerschätzbarsten Arbeiten des erwähnten alten Meisters seyn. Neuerlich hat in Italien die Sage Cours erhalten: P. Perugino habe in diesem Erzengel seinen Schüler, den damals noch jungen Rafael portraitirt. Wir lassen den Werth oder Unwerth hiervon auf sich beruhen, glauben aber nicht, daß man eine historisch begründete Gewährschaft darüber beybringen könne.

Von Henriette Hosse aus Eisenach, die gegenwärtig in Dresden sich der Kunst widmet, waren fünf Oelgemälde auf der Ausstellung vorhanden; alle Zeugnisse ihres guten Talents und ihrer Fortschritte. 1) Ein männliches Brustbild nach Vandyk, weich gemalt, mit glücklicher Nachahmung des blühenden Farbentons, wodurch sich das Original auszeichnet. 2) Eine Copie des herrlichen, unter dem Namen des Arztes bekannten Bildnisses, halbe Figur mit Händen von Correggio; das Ganze mit Liebe und Fleiß behandelt, die klaren Schatten, das warme kräftige Colorit treu nachgeahmt. 3) und 4) Die beyden emporschauenden kleinen Engel aus Rafaels Madonna di S. Sisto, geistreich aufgefaßt, nur etwas zu schwach und graulich von Farbe. 5) Der Künstlerin eigenes Bildniß, leicht behandelt, belebt und anmuthig. Diesem Bild ist wegen seiner frischen Farbe, gefälligen Züge und naiven Ausdrucks vor allen andern der Beyfall der Beschauer zu Theil geworden.

Gräfin Julie von Egloffstein begünstigte die Ausstellung mit drey schätzbaren Stücken, ebenfalls in Oelfarben gemalt. Das eine war die sehr wackere, fast meisterhaft zu nennende Copie des bekannten vortrefflichen Bildes von Rubens, seine beyden Söhne darstellend, aus der Dresdner Gallerie; und von gleichem Orte her, nicht weniger wohl gerathen, die Halbfigur eines kleinen Mädchens nach van der Helst. Alt niederländisch gekleidet zeigt sie eine Rosenknospe vor, mit allerliebster Zufriedenheit, als wenn sie sich daran wie am eigenen Spiegelbild vergnügte. Das dritte Gemälde war das Brustbild einer betenden weiblichen Figur, nach einem neuern Meister.

Julie Seidel, von hier, bewährte Talent und Kunstfertigkeit durch eine mit Vieh staffirte Landschaft in Oelfarben, welche sie während einiger Wochen Aufenthalts zu Frankfurt a. M. nach einem in der ehemals Städelschen, nunmehr der Stadt gehörigen, Gemälde-Sammlung befindlichen Bilde von P. Potter

copirt und zur Ausstellung eingereicht hatte. Bey dieser Gelegenheit finden wir uns angenehm verpflichtet, die so liberale als gemeinnützige Verwaltung und Beaufsichtigung jener Kunstsammlung zu rühmen; sie wird als wahres Gemeingut behandelt, enthält mehrere sehr gute Bilder, ja wir haben sogar einige Meisterstücke in derselben angetroffen, welche selbst der größten Gallerie zur Zierde gereichen würden.

Emilie Martini von hier, in Hanau unter Anleitung des Hrn. Hofrath Westermayrs und dessen kunstübenden Gattinn sich fleißig im Malen übend, hat fünf verschiedene Bilder zur Ausstellung eingesendet und damit die besten Hoffnungen erweckt. Alle fünf Stücke sind Studien nach Gemälden guter Meister, aus der zwar nicht sehr zahlreichen aber doch manches treffliche Werk enthaltenden Sammlung bey der Akademie zu Hanau. Wir achten die beyläufige Anmerkung nicht für überflüssig, daß sich in gedachter Sammlung ein paar Land-

schaften mit Vieh von M. Roos befinden, welche zu den schönsten Arbeiten dieses in seinem Fach großen Meisters gezählt werden dürfen.

September 1821.

Noch ehe das Vorstehende konnte abgedruckt werden, hatten wir Gelegenheit einen neuen rühmlichen Beweis von den Fortschritten, Fleiß und Talent der Mll. Hosse zu sehen: nämlich eine Copie in Oelfarben von der sogenannten Madonna del Bacino des Giulio Romano in der Gallerie zu Dresden. Unserer jungen Künstlerin ist es gelungen, das Eigenthümliche des großen Meisters treulich aufzufassen und nachzubilden: den kräftigen Styl der Formen, Charakter und Ausdruck der Köpfe, das Sorgfältige, streng Bestimmte in der Ausführung; dabey ist die Copie keineswegs mit ängstlichem Pinsel gemacht, sondern mit gefälliger Bequemlichkeit zart und fließend, so viel, ohne dem Ernst des Originals Abbruch zu thun, geschehen moch-

ic. Wir können uns der beyläufigen Bemerkung nicht enthalten: daß eben die Madonna del Bacino uns unter allen Werken des Giulio Romano den ersten Platz zu verdienen scheint. Zwar sagte hier der Gegenstand ihm weniger zu als in Bildern, zu denen alte Mythologie und Fabel den Stoff geliefert; aber nie hat dieser Meister einen so schönen, wahrhaft edeln Kopf der heiligen Mutter gemalt. Die Handlung vom Waschen des Kindes ist gut erfunden, das Ganze würdig gedacht, die Anordnung in gewissem Sinne vollkommen und musterhaft zu nennen, die Falten der Gewänder nach des Meisters Art die Gestalt der Glieder zeigend und zierlich gelegt, wenn sie auch zuweilen die Ruhe der Massen nicht genug schonen sollten.

Wilhelm Tischbeins Homer, nach Antiken gezeichnet, mit Text von Heyne in 17 Heften, groß Fol., ist Freunden der Kunst und

Verehrern des Alterthums wegen einiger schön gestochenen Blättern und vieler merkwürdigen Darstellungen hinlänglich bekannt. Nach mehrern Jahren Unterbrechung wird das Werk nun aufs neue fortgesetzt; denn es trat vor kurzem in der Cottaischen Buchhandlung der siebente Heft an das Licht, sechs Kupfertafeln enthaltend mit Erklärungen versehen, von dem im Fach der Archäologie rühmlich bekannten Herrn Dr. Ludwig Schorn, Verfasser der Studien der griechischen Künstler und Herausgeber des Kunstblatts.

Dieser siebente Heft enthält, so wie jeder der vorigen, sechs, nach eben so vielen alten Denkmalen gezeichnete Blätter, und zwar, dem Erforderniß des Gegenstandes gemäß, theils bloße Umrisse, theils auch ausführlicher gestochen.

Tafel Nro. 1. Homer, kleine bey Neapel in einem Grabe gefundene Statue von gebrannter Erde, mit den bekannten Zügen. Die rechte Hand mit entblößtem Arm hat er auf die

ebenfalls entblößte Brust gelegt; seine Linke, mit dem Gelenk gegen die Hüfte gestützt, ist nebst dem Arm in einen weiten Mantel gehüllt, welcher Mantel auch die übrige Figur bekleidet und bis nahe auf die Füße reicht. An diesen trägt der Dichter Halbstiefeln oder, wie man sie auch wohl nennen könnte, kurze Strümpfe von weichem Leder, wie an antiken Statuen würdiger bejahrter Männer öfters vorkommen. Das Fußgestelle zu dieser kleinen Statue, mit derselben aus einem Stück, hat die Gestalt des obern Theils einer dorischen Säule.

Taf. Nro. II. Die Tabula Iliaca im capitolinischen Museum, in der Größe des Originals nachgezeichnet und hier in Umrissen gestochen. Gerne pflichten wir der vom Herrn Verfasser des Texts S. 25. geäußerten Meinung bey: der Künstler welcher dieses Denkmal verfertigt, habe zu der großen Menge seiner Figuren, in denen er den ganzen Verlauf der Ilias darzustellen unternommen, oft Figuren und Gruppen aus berühmten Gemälden

und Bildwerken entlehnt. Nicht allein machen solches viele vortrefflich dargestellte und wohl-angeordnete Gruppen wahrscheinlich, sondern man kann sich davon fast bis zur sichern Gewißheit überzeugen durch die Betrachtung: daß dieses Denkmal, vermöge der vielen Schrift, womit es so zu sagen überladen ist, keineswegs zu Kunstzwecken verfertigt worden, auch der Künstler sicherlich mit demselben nicht den Beweis ablegen wollte, wie viel er in der Kunst zu leisten vermöchte; denn sonst würde er für seine Figuren keine so kleine Proportion (die größten sind kaum einen Zoll hoch) gewählt oder wenigstens sein Werk nicht in Stucco, sondern in einem Material, welches bessere und sorgfältigere Ausführung erlaubte, gearbeitet haben. So ist ferner die Behandlung an unserm Monument zwar nicht ohne Kunstverdienst, doch keineswegs so hoch gestellt, so geistreich, noch die Anordnung des Ganzen so wohl erwogen und eigenthümlich, daß der Künstler verschmäht haben sollte sich der Figuren und

Gruppen älterer Meister zu bedienen, welche in anerkannt classischen Werken dasselbe dargestellt, was er eben zu bilden vor hatte.

Mögen Betrachter und Beurtheiler von Denkmalen doch ja nie vergessen: die Kunstfertigkeit war vor Alters so ausgebildet, so verbreitet, daß auch blos handwerksmäßige Bildner und Maler Figuren von gutem Styl, zierlichen Formen und richtigen Verhältnissen zu verfertigen wußten; die Erfindungsgabe aber, den Dichtergeist besaßen von jeher nur wenig Auserwählte, und eben weil die alte Kunst sich zu solch wundervoller Höhe und Herrlichkeit erhoben hatte, weil die großen Meister der guten und beßten Zeit so vieles unübertrefflich Gedachte, von Seite der Erfindung und Anordnung nie genug zu Ehrende nachgelassen; so mußte in der spätern Zeit, da die Kunst schon gesunken war, die eigentliche Erfindung seltener werden und endlich fast ganz ausgehen. Denn hundert und hundert Denkmale bewahrheiten, daß z. B. die Künstler vor und zu Hadrians

Zeit herrliche schöne Gestalten bildeten, deren technisches Verdienst im höchsten Grade schätzbar ist; aber trete jemand auf und zeige uns an irgend einem römischen Monument, römische Geschichte darstellende, also unbezweifelt damaliger Zeit angehörige Erfindung von classischem, den Werken älterer Zeit vergleichbarem, dichterischem Werth, und wir wollen gerne alles jetzt Gesagte zurücknehmen, wollen ihn mit Freuden als unsern Meister und Lehrer in der Kenntniß alter Kunst und ihrer Erzeugnisse anerkennen.

Taf. Nro. III. Venus und Paris, erhobene Arbeit einem Gypsabguß nachgezeichnet, der wahrscheinlicher Vermuthung nach von einem zu Dodona in Griechenland durch Herrn John Hawkins erstandenen Original von getriebener Bronze genommen ist. Ein Jüngling phrygisch gekleidet, sehr geschmückt, die Füße übereinander geschlagen, den rechten Arm über das Haupt gelegt, auf den linken Ellbogen gelehnt, sitzt und betrachtet mit frohem Erstau-

nen eine neben ihm sitzende schöne Frau, welche ihn hinwieder liebevoll ansieht. Ihr ganzer Oberleib ist unbekleidet, um den linken Arm, auf dessen Ellbogen sie sich ebenfalls stützt, hat sie das eine Ende eines weiten ihre Schenkel und Beine bis auf die Füße deckenden Gewandes geschlagen, mit der erhobenen Rechten aber faßt sie das andere Ende desselben und scheint solches über die Schulter ziehen zu wollen. Eine Perlschnur liegt um ihren Hals, ein Armband schmückt das Gelenk der rechten Hand. Ueber ihrer linken Schulter siehet man einen Liebesgott bemüht die Schöne dem staunenden Jünglinge zuzuwenden und anzunähern; ihr zur Rechten sitzt ein größerer Amor, abgewandt und wie mit Unwillen das beginnende Liebesverhältniß zwischen der Frau und dem phrygischen Jünglinge beachtend. Beyde Liebesgötter sind mit großen Flügeln versehen, und zu den Füßen des Phrygiers liegt sein Hund. Die Anordnung dieser Figuren zur Gruppe, zum Ganzen gelang dem Meister musterhaft. Ge-

stalten und Gliederformen sind sehr weich anmuthig und die Draperien zierlich gelegt; die Falten indeß etwas häufiger als billig.

Es ist freylich gewagt über das Zeitalter eines Kunstwerks bloß nach einer Zeichnung, die noch dazu nicht nach dem Werke selbst, sondern nach einem Gypsabguß verfertigt ist, zu urtheilen; sollte es aber doch geschehen müssen, so würden wir dasselbe aus Gründen, welche Kenner in der vorhergehenden Beschreibung leicht entdecken können, zwar für ächt griechische Arbeit, aber der Zeit nach Alexander d. G. angehörig zu halten geneigt seyn.

Herr Hofrath Hirt hat von diesem Denkmal in der Amalthea gesprochen, (Th. I. S. 251.) und vermeint: der Besuch der Venus bey Anchises sey in demselben dargestellt. Herr Schorn ist dieser Ansicht entgegen und will in dem phrygisch gekleideten Jüngling lieber den Paris erkennen, wogegen wohl keine Einwendung statt findet. Nach ihm also wäre die Bedeutung folgende: „Aphroditen, begleitet

von zwey Liebesgöttern, hat der verhängnißvolle Apfel der Eris auf den Ida geführt und sie erwirbt sich ihn von Paris als Preis der Schönheit." Ist nun auch uns eine Vermuthung erlaubt, so möchten wir, dem Herrn Schorn über den Jüngling beypflichtend, glauben: der Künstler habe den Paris und die Helena darstellen wollen. Sie sieht ihn an mit Liebesblicken, erscheint ihm in ihrer göttlichen Schöne; das unheilbringende Liebesverhältniß hebt eben an. In dem Amor über den beyden Liebenden ist nach unserer Meinung der Gelust bedeutet, die aufkeimende Neigung nährend und begünstigend. In dem andern sich wegwendenden, der auch, was wohl zu merken, als ein älterer Knabe dargestellt ist, möchten wir die frühere pflichtmäßige Liebe zum Menelaus erkennen, durch die Buhlschaft mit Paris beleidigt und verletzt.

Taf. Nro. IV. Philoktet, nach der Schwefelpaste eines antiken geschnittenen Steins vergrößert gezeichnet; ein höchst schätzbares Denk-

mal, welches bekannt gemacht zu werden wohl verdiente. Die Gebärde des Helden drückt körperliches Leiden sehr wohl aus. Die Glieder sind mit solcher Kunst und Zweckmäßigkeit angeordnet, daß die Figur ganz allein eine vortreffliche Pyramidal-Gruppe bildet und, von dieser Seite betrachtet, musterhaft mag genannt werden.

Taf. Nro. V. Ulysses neben Diomedes oder Ajas kämpfend. Auch nach dem Schwefelabdruck eines antiken geschnittenen Steins vergrößert gezeichnet. Es sind drey Figuren, ebenfalls mit sehr löblicher Kunst angeordnet, wenn gleich nicht in solcher Vollkommenheit wie wir an dem vorhergehenden Philoktet gerühmt haben. Zwey rüstige Helden, von denen der eine als Ulysses durch seine hohe Schiffermütze erkennbar ist, treten kämpfend auf dem Steine nicht dargestellten Feinden entgegen, einen zwischen ihnen sterbend hingesunkenen jüngern Krieger zu vertheidigen. Der Schild des Ulysses ist mit einem Löwenkopf, der des andern sech-

tenden Helden mit dem Medusenhaupt geziert; der Schild des sterbend an der Erde liegenden hat keine Verzierung, nur ist zum Zeichen seiner Niederlage ein zerbrochener Pfeil oder Speer unter ihm angedeutet.

Taf. Nro. VI. Ajas der Telamonier, nach einer antiken Glaspaste vergrößert gezeichnet. Hier erblickt man den Helden in tiefer Betrübniß sitzend, das Haupt auf die linke Hand gestützt, in der Rechten das Schwerdt haltend, welches er gegen sich selbst kehren wird; unter seinem Fuß liegt einer der Widder, welche er in Geistes-Verwirrung für die griechischen Heerführer ansah und erschlug. Auch diese Figur ist auf die glücklichste Weise mit großer Kunst angeordnet.

Sanct Sebalds Grab zu Nürnberg, in Erz ausgeführt von Peter Fischer und seinen Söhnen. (1506—1519.)

Ein treffliches, vom Herrn Director Albert Reindel mit liebevoller Sorgfalt selbst gezeichnetes, rein kräftig und ausführlich gestochenes Blatt, etwa zwanzig Zoll französisches Maaß hoch und sechzehn Zoll breit.

Peter Fischers berühmtestes Werk, das trefflichste was deutsche Bildnerey zur Zeit ihres besten Flors im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hervorgebracht hat, ist dergestalt überschwenglich mit Figuren und allerley Zieraten geschmückt, daß wer unternehmen wollte durch Worte eine deutliche Vorstellung von demselben zu erwecken, sich wohl umsonst bemühen möchte. Wir setzen darum voraus, unsern Lesern sey entweder das bronzene Werk Fischers selbst bekannt, oder sie seyen durch den Kupferstich

davon unterrichtet, und für solche, die beydes nicht sind, melden wir, daß der silberne zum Theil vergoldete Reliquien-Kasten, wahrscheinlich von älterer Arbeit, worin die Gebeine des Heiligen ruhen, auf einem Basemente steht, dessen lange Seiten von vier erhobenen Arbeiten, die kurzen von zwey kleinen Statuen, nämlich der des beygesetzten Heiligen und der des verfertigenden Künstlers geziert werden.

Sarg und Fußgestelle umgiebt und überwölbt in angemessenen Verhältnissen eine gothische Halle, über deren drey Bogen, drey kleine Kirchen von eben diesem Geschmacke stehen, das Ganze in der Höhe endigend. Der Hauptbilderschmuck besteht aus zwölf etwa ellenhohen Statuen der Apostel, welche an den Pfeilern der Halle angebracht den Reliquienkasten umstehen. Ueber ihnen, ganz oben auf den Pfeilern, befindet sich eine gleiche Zahl, etwa halb so hoher, Propheten-Figuren. Unten an den Pfeilern und zwischen denselben gewahrt man noch verschiedene Thaten-Bilder

des Herkules nebst mehrerem andern der alten Mythologie Zugehörigen; desgleichen mancherley Thiere. Scherzende Kinder sind überall, wo der Raum einigen Schmuck zu erfordern schien, durch das ganze Werk in Menge angebracht.

Peter Fischer war gewiß einer der vorzüglichsten Meister seiner Zeit und aller Ehren werth, wie hohe Forderungen man auch an den Künstler machen mag. Alle Figuren der angezeigten erhobenen Arbeiten am Fußgestelle des Reliquienkastens sind natürlich und gefällig in Formen, Gebärden und Gewändern, jede hat den ihr zukommenden Charakter, man entdeckt nirgends etwas Gesuchtes, aber auch wenig Gewähltes, überall getreue Nachahmung der Natur bey keineswegs ängstlicher Behandlung.

Die merkwürdigsten Bilder am ganzen Monumente sind indessen die Figuren der Apostel, durchaus edle schlanke Gestalten, würdige Gebärden und Köpfe, zumal nimmt sich der Kopf des Heiligen Paulus gut aus. St. Johannes der

Evangelist hat eine hübsche jugendliche Bildung. Die Gewänder sind überhaupt zu loben, von sehr zierlichem Faltenschlag; weniger die Formen an Armen, Beinen und Füßen, diese erscheinen zuweilen etwas dürftig und gemeiner Wirklichkeit nachgebildet.

In den sehr lobenswürdigen Propheten-Figuren suchte der Künstler den Charakter jüdischer Lehrer darzustellen, und man muß gestehen daß ihm sein Bemühen meistens vortrefflich gelungen ist; ihre Bewegungen sind lebhaft und natürlich, die Gewänder mit Geschmack gelegt.

Manches was wir hier über Peter Fischers Kunst günstiges mittheilten, nach Betrachtungen welche vor wenigen Jahren unter Anschauen seines Werks gemacht worden, dürften aufmerksame Kunstliebhaber selbst im Kupferstich des Herrn Dir. Reindel wiederfinden, so treue Sorgfalt hat derselbe wie auf das Ganze auch auf jedes Einzelne verwendet; vornehmlich machen die Figuren der Apostel und der Propheten

beydes seinem Fleiß und seinem Kunstvermögen besonders Ehre.

Der schlafende Amor; erfunden, gezeichnet und gestochen von Mro. Gandolfi. Mayland 1820. (Das eigentliche Bild ist zehn französische Zoll lang und acht Zoll hoch; Rand der Kupferplatte und Dedication an die Duchesa Litta di Belgiojoso nicht mit gerechnet.)

Herr Gandolfi vereinigt das seltene doppelte Verdienst ein selbst erfindender Maler und Zeichner zu seyn, dabey aber auch den Grabstichel vorzüglich, zart, reinlich und mit Meisterhand zu führen.

Das ruhig schlafende, auf weißer, prächtigen Polstern übergebreiteter Leinwand, unter einem an Bäumen aufgespannten Teppich liegende Flügelkind ist im edeln Geschmack des Guido gezeichnet, auch Licht und Schatten nach Art des genannten Meisters in guten Massen

und milden Uebergängen zu angenehmer Wirkung vertheilt, wenn gleich nicht ganz richtig motivirt, weil nach dem Lichtfall und nach der Lage des Kindes, dessen Haupt und Obertheil des Körpers von dem aufgespannten Teppich beschattet seyn müßten, welches aber der Fall nicht ist.

Die allegorische Bedeutung der verschiedenen Nebenwerke ist nicht so klar und faßlich als wohl zu wünschen wäre. Unter dem Haupt und den Flügeln des kleinen Gottes hervorragend liegen Bogen und Köcher, der letztere mit einer königlichen Krone und einem Lorbeerkranz umgeben; unter den Polstern halb verborgen bemerkt man eine Palette mit Pinseln, eine Säge und etwas so dem Ende eines Jochs ähnlich sieht; auf der andern Seite liegt etwas entfernt, wie hingeworfen, eine brennende Fackel.

Der Stich ist im Ganzen zart und zierlich, auch kräftig genug; in den Fleischpartien weich und schmelzend; klar und anmuthig sind beson-

ders die Schattenmassen an der rechten Wange über dem Ohr und Hals wie auch unter den Knieen. Eben so viel Lob scheint uns auch die Behandlung der weißen Leinwand zu verdienen. Wollte man viel mit dem wackern Künstler dingen und mäckeln, so ließe sich sagen: man vermisse eine gewisse Harmonie der Behandlungsweise in den verschiedenen Theilen des Blatts.

Zu dieser Bemerkung sind wir durch ein anderes vor Augen liegendes schönes Blatt veranlaßt, welches neuerlich zu Florenz erschienen ist, den jungen David mit Goliaths Haupt darstellend; Figur bis an die Kniee, nach einem schätzbaren Gemälde des Guercino, gestochen von Giovita Garavaglia, neun Zoll breit und etwas über zwölf hoch, (ohne den Rand und die Zueignung an den Fürsten von Metternich.) Das Eigenthümliche im Geschmack des Guercino, die schöne Wirkung, selbst das Seelenvolle im Ausdruck, welches er in sein Gemälde gelegt, sind vom Kupferstecher mit Kunst und Treue nachgebildet worden.

Der Stich an diesem Blatt ist ausgezeichnet, rein, glänzend und kräftig; im Einzelnen betrachtet möchte die Arbeit des Herrn Gandolfi zwar beym Beschauen nicht zu kurz kommen, ja hinsichtlich auf zärtliche Pflege sogar den Vorzug behaupten, hingegen ist eben das Uebereinstimmende in der Behandlung des Ganzen dem Herrn Garavaglia besser gelungen.

Zur Anzeige der vorstehenden beyden schönen Blätter fügen wir nun die eines dritten noch vorzüglicheren, von welchem es nicht zu viel gesagt seyn dürfte, wenn wir dasselbe ein Meisterstück in seiner Art nennen; und dieses Blatt ist: die Ehebrecherin nach Tizian, gestochen von Pietro Anderloni, reich von Figuren, etwa drei und zwanzig Zoll lang und sechzehn Zoll hoch.

Alles was man vom Kupferstecher billigerweise verlangen kann, hat Hr. Anderloni geleistet. Köpfe von Geist und Ausdruck, treue

Nachbildung der Formen des Originals, treffliche Rundung, Haltung und Uebereinstimmung im Ganzen, Kraft und Klarheit in den Schatten, das Zarte und das Glänzende des Grabstichels auf die schicklichste Art verbunden. Auch haben wir nie in Kupferstich die Localtinten des nachgebildeten Gemäldes durch mannigfaltige Abstufung von mehr und weniger hellen und dunklen Tönen so deutlich und mit solcher Feinheit angegeben gesehen.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung und Würdigung einzelner Theile, so erscheinen zunächst die Köpfe der beyden Alten, welche die auf der Erde gezeichneten Schriftzüge zu lesen sich bemühen, vortrefflich gelungen; ihre Minen sind edel, der Ausdruck belebt, die Bärte herrlich ausgeführt. Eben so vieles Lob verdient auch der minder edle, aber nicht weniger ausdrucksvolle Kopf des dicken Pharisäers, der zum Heiland spricht, desgleichen der Kopf des zunächst links stehenden jungen Mannes mit einem Turban; ja nicht allein der Kopf, sondern

die ganze Figur ist von bewunderns würdiger Ausführung. Ein Meisterstück ist ferner sowohl der Kopf als auch die ganze übrige Figur des Kriegers, welcher das schuldige Weib herbeyführt und anzuklagen scheint; dann die beyden schönen weiblichen Figuren auf der rechten Seite im Bilde, von denen die eine einen kleinen Knaben hält, und mit verachtendem Unwillen auf die Verbrecherin hinblickt, die andere mitleidiges Gefühl gegen die Schuldige aber auch Mißbilligung ihrer That ausdrückt.

Ueber das Ganze werden wir uns mit kunstliebenden Lesern vielleicht am besten verständigen, wenn wir sagen: daß dieses Blatt hinsichtlich auf die Arbeit des Kupferstechers in jedem Betracht eben so schätzenswerth ist als die im vorigen Heft von Kunst und Alterthum angezeigte und verdientermaßen gelobte Vermahlung der heiligen Jungfrau, nach Rafael, vom Cav. Giuf. Longhi.

Nun aber wird die Frage geschehen: warum bey so bewandten Umständen Herr Longhi mit

seiner Arbeit ein so colossales Glück gemacht; Herr Anderloni hingegen bey nicht geringerm Aufwand von Kunst und von Fleiß kaum mehr als mäßigen Gewinn zu hoffen haben dürfte?

Wir antworten hierauf mit Folgendem:

Als bequemer Gegenstand für bildliche Darstellung kann die Geschichte von der Ehebrecherin (Evang. Joh. Kap. 8.) darum nicht gelten, weil das Wesentlichste und Bedeutsamste, der eigentliche Mittelpunct auf den sich alles bezieht, nicht sowohl die Handlung, der sittliche Vorgang, sondern der Spruch ist welchen der Heiland auf die Erde geschrieben. Auch möchten Kenner in Titians Gemälde weder die Anordnung des Ganzen noch der einzelnen Gruppen musterhaft finden; desgleichen die Vertheilung von Licht und Schatten zwar gut genug in ungestörten deutlichen Massen an jeder einzelnen Figur, keineswegs aber auf malerische Gesammtwirkung berechnet. Freylich mag das Colorit an diesem Gemälde von wunderbarer Vollkommenheit seyn, doch begünstigt eine solche Eigen-

schaft nicht den Kupferstich, der sich auf Schwarz und Weiß beschränken muß. Sonach erhalten wir und benutzen abermals die Gelegenheit den Meistern des Fachs zu Gemüthe zu führen: daß es bey der Wahl eines in Kupfer zu stechenden Gemäldes äußerst wichtig ist mit kluger Umsicht und nach höherm Kunstverstand zu verfahren, denn wer einen falschen Griff thut büßt denselben schwer mit langer verlorner Mühe, oder, wofern uns eine sprichwörtliche Redensart erlaubt ist, er streut Saat aus auf unfruchtbare Wellen.

Carus Gemälde.

I. Faust und Wagner.

Der Vordergrund, wo man die beyden Figuren und den unsern vorüberlaufenden Hund sieht, ist eine wenig bewachsene etwas kahle

Höhe; im tieferen Mittelgrund liegt im Duft und bereits anfangender Dämmerung die Stadt, weiterhin erheben sich ferne und fernere Berge im Schimmer der Abendröthe. Die Luft warm, glühend, treibt einzelne bunte Wölkchen, über denen mit noch mattem Lichte der Mond steht.

Dämmerung darzustellen ist allemal eine der schwersten Aufgaben für den Landschaftsmaler; um so mehr ist zu verwundern, wie es einem zwar hochbegabten, doch der Kunst nicht einzig und ausschließlich obliegenden Manne so befriedigend gelingen konnte. Das Ganze thut eine sanfte angenehme Wirkung; die Farbentöne der verschiedenen Gründe sind warm, harmonisch, der Natur nachgebildet; die Luft verdient vorzüglich großes Lob, indem der rothe Dunst der Berge sehr schön und angenehm in den goldnen Schein, den die schon verschwundene Sonne am Horizont verbreitet, und dieser wieder allmählich im Himmelsblau stirbt.

II. Mondenschein.

Auf nacktem sandigem Ufersrand sieht man zwey Männer, welche eben in ein Boot steigen und abfahren wollen; das Meer ist ruhig, der Mond über Wolken scheinend erleuchtet die stille Scene. Auch dieses Bildchen ist durch sanfte Harmonie und angenehme malerische Wirkung sehr anziehend.

III. Das Innere des Hofraums einer ländlichen Wohnung. Man sieht durch die offenstehende Thüre desselben, die Mauer über und neben der Thüre ist reich verrankt, und im Hof dem Beschauer näher ist allerley Geräth dargestellt. Klare kräftige Schatten, lebhafte Farben und glänzende Lichter mögen dieses Bild empfehlen; der markige Pinsel und kecke Behandlung sind ebenfalls löbliche und Herrn Carus zur Ehre gereichende Eigenschaften desselben.

IV. Waldpartie.

Ein Birkenstamm auf den das Hauptlicht fällt zieht vornehmlich den Blick des Beschauers an. Alles ist sorgfältig ausgeführt, der Charakter der verschiedenen Bäume treu aufgefaßt und dargestellt.

Besuch des Königs von Preußen an Blüchers Krankenbette, kurz vor dessen, den 12ten September 1819 erfolgten Tode. Ein großes Blatt in geätzter Manier, fleißig und kräftig gearbeitet, von den Gebrüdern Henschel in Berlin.

Verständige Anordnung des Ganzen und ruhige Wirkung durch Licht und Schatten sind Vorzüge des Werks, um deren willen die Künstler das Lob unbefangener Kunstrichter und Liebhaber sowohl verdienen als auch erhalten werden. Auf einem Bette von eleganter Form

liegt, in der Mitte des Zimmers wo die Scene vorgeht, der kranke Feldherr, beleuchtet von Sonnenstrahlen, welche ihm gegenüber durch das Fenster einfallen. Dem Kranken zur Linken und etwas zurück steht dessen Gemalin; auf der andern Seite herantretend, ihm die Rechte reichend, seine Rechte fassend, freundlich und tröstlich zusprechend der König; hinter dem Monarchen Prinz Carl von Preußen nebst mehrern des Gefolges; auf der Seite des Kranken hinter ihm, dessen Arzt, Verwandte und Hausoffizianten. An der Wand über dem König und Blücher ist in geistreicher Beziehung als Gemälde oder Kupferstich angebracht: General Ziethen sitzend vor König Friedrich II. nach D. Chodowiecki's bekanntem Blatt. Dieses mag hinreichen das eben zu Gunsten der Anordnung des Ganzen und des malerischen Effects Gesagte zu unterstützen.

Die Köpfe sind alle ohne Ausnahme geistreich gezeichnet; das Eigenthümliche der Züge, die reiche Abwechslung der Charaktere läßt ihre

treffende Aehnlichkeit als Bildnisse vermuthen; Blücher ist indessen vor allen andern mit Liebe behandelt und am besten gelungen.

Ein solcher Staatsbesuch, als der hier dargestellte, sey er auch durch die allerschönsten Gefühle, die reinsten edelsten Absichten veranlaßt, behält immer etwas Förmliches, und es ist wegen des feyerlichen Anstands, welchen besonders die nicht handelnden Personen beobachten müssen, wegen der Staatskleider, Ehrenzeichen ꝛc. fast unmöglich alle Steifigkeit daraus zu verbannen. In so fern gehört die Behandlung einer solchen Aufgabe zu den sehr schwierigen, ja wir möchten wohl behaupten, zu denen womit strenge Beobachtung aller Kunstregeln unvereinbar ist.

An Fleiß haben es die Künstler übrigens keineswegs ermangeln lassen. Das Ganze thut die Wirkung einer mit Freyheit behandelten, sehr kräftigen, gewischten Zeichnung in schwarzer Kreide.

Neugriechisch - epirotische Heldenlieder.

I.

Sind Gefilde türkisch worden,
Sonst Besitz der Albanesen;
Stergios ist noch am Leben,
Keines Pascha's achtet er.
Und so lang es schneit hier oben
Beugen wir den Türken nicht.
Setzet eure Vorhut dahin,
Wo die Wölfe nistend hecken!
Sey der Sclave Stadtbewohner;
Stadtbezirk ist unsern Braven
Wüster Felsen Klippenspalte.
Eh' als mit den Türken leben
Lieber mit den wilden Thieren!

II.

Schwarzes Fahrzeug theilt die Welle
Nächst der Küste von Kassandra,
Ueber ihm die schwarzen Segel,
Ueber ihnen Himmels - Bläue.
Kommt ein Türken - Schiff entgegen,
Scharlach Wimpel wehen glänzend,
„Streich die Segel unverzüglich,
Nieder lafs die Segel du!“ —
Nein ich streiche nicht die Segel,
Nimmer lafs ich sie herab,
Droht ihr doch, als wär' ich Bräutchen,
Bräutchen, das zu schrecken ist.
Jannis bin ich, Sohn des Stada,
Eidam des Bukovalas.
Frisch Gesellen, frisch zur Arbeit!
Auf zum Vordertheil des Schiffes:

Türkenblut ist zu vergiefsen,
Schont nicht der Ungläubigen.
Und mit einer klugen Wendung
Beut das Türkenschiff die Spitze;
Jannis aber schwingt hinauf sich,
Mit dem Säbel in der Faust,
Das Gebälke trieft vom Blute
Und geröthet sind die Wellen.
Allah! Allah! schreyen um Gnade
Die Ungläubigen auf den Knieen.
Traurig Leben! ruft der Sieger,
Bleibe den Besiegten nun.

III.

Beuge Liakos, dem Pascha,
Beuge dem Vezire dich.
Warst du vormals Armatole,
Landgebieter wirst du nun.
„Bleibt nur Liakos am Leben,
Wird er nie ein Beugender.
Nur sein Schwert ist ihm der Pascha,
Ist Vezir das Schiefsgewehr.“
Ali Pascha das vernehmend
Zürnt dem Unwillkommenen,
Schreibt die Briefe, die Befehle,
So bestimmt er, was zu thun.
Veli Guekas, eile kräftig
Durch die Städte, durch das Land,
Bringt mir Liakos zur Stelle,
Lebend sey er, oder todt!

Guekas streift nun durch die Gegend,
Auf die Kämpfer macht er Jagd,
Forscht sie aus und überrascht sie,
An der Vorhut ist er schon.
Contogiakupis, der schreit nun
Von des Bollwerks hohem Stand:
Herzhaft, Kinder mein! zur Arbeit,
Kinder mein, zum Streit hervor!
Liakos erscheint behende,
Hält in Zähnen fest das Schwert.
Tag und Nacht ward nun geschlagen,
Tage drey, der Nächte drey,
Albaneserinnen weinen,
Schwarz in Trauerkleid gehüllt;
Veli Guekas kehrt nur wieder
Hingewürgt im eignen Blut.

IV.

Welch Getöse wo entsteht es?
Welch gewaltiges Erschüttern?
Sind es Stiere vor dem Schlachtbeil,
Wild Gethier im grimmen Kampfe?
Nein! Bucovalas zum Kriege
Funfzehnhundert Kämpfer führend
Streitet zwischen Kerasovon
Und dem grofsen Stadtbezirk.
Flintenschüsse wie des Regens,
Kugeln, wie der Schlossen Schlag! —
Blondes Mädchen ruft herunter
Von dem Ueberpforten-Fenster:
Halte Janny das Gefecht an,
Dieses Laden, dieses Schiefsen;
Lafs den Staub hernieder sinken,
Lafs den Pulverdunst verwehen,

Und so zählet eure Krieger,
Daſs ihr wisset wer verloren.
Dreimal zählte man die Türken,
Und vierhundert Todte lagen,
Und wie man die Kämpfer zählte,
Dreie nur verblichen da.

V.

Ausgeherrschet hat die Sonne,
Zu dem Führer kommt die Menge:
Auf, Gesellen, schöpfet Wasser,
Theilt euch in das Abendbrod!
Lamprakos du aber, Neffe,
Setze dich an meine Seite;
Trage künftig diese Waffen,
Du nun bist der Kapitan.
Und ihr andern braven Krieger,
Fasset den verwaisten Säbel,
Hauet grüne Fichtenzweige,
Flechtet sie zum Lager mir;
Führt den Beichtiger zur Stelle,
Daſs ich ihm bekennen möge,
Ihm enthülle, welchen Thaten
Ich mein Leben zugekehrt:

Dreifsig Jahr bin Armatole,
Zwanzig Jahr ein Kämpfer schon;
Nun will mich der Tod erschleichen,
Das ich wohl zufrieden bin.
Frisch nun mir das Grab bereitet,
Dafs es hoch sey und geräumig,
Aufrecht dafs ich fechten könne,
Könne laden die Pistolen.
Rechts will ich ein Fenster offen,
Dafs die Schwalbe Frühling künde,
Dafs die Nachtigall vom Mayen
Allerlieblichstes berichte.

VI.

Der Olympos, der Kissavos,
Die zwei Berge haderten;
Da entgegnend sprach Olympos
Also zu dem Kissavos:
„Nicht erhebe dich, Kissave,
Türken - du Getretener.
Bin ich doch der Greis Olympos,
Den die ganze Welt vernahm.
Zwei und sechzig Gipfel zähl' ich
Und zweitausend Quellen klar,
Jeder Brunn hat seinen Wimpel,
Seinen Kämpfer jeder Zweig.
Auf den höchsten Gipfel hat sich
Mir ein Adler aufgesetzt,
Faſst in seinen mächt'gen Klauen
Eines Helden blutend Haupt."

„Sage Haupt! wie ist's ergangen?
Fielest du verbrecherisch?" —
Speise Vogel meine Jugend,
Meine Mannheit speise nur!
Ellenlänger wächst dein Flügel,
Deine Klaue spannenlang.
Bei Louron, in Xeromeron
Lebt' ich in dem Kriegerstand,
So in Chasia, auf'm Olympos
Kämpft' ich bis ins zwölfte Jahr.
Sechzig Agas ich erschlug sie,
Ihr Gefild verbrannt' ich dann;
Die ich sonst noch niederstreckte,
Türken, Albaneser auch,
Sind zu viele, gar zu viele,
Daſs ich sie nicht zählen mag;
Nun ist meine Reihe kommen,
Im Gefechte fiel ich brav.

Gabriele

von

Johanna Schopenhauer.

Ich las die drey Bände dieses mir längst vortheilhaft genannten Romans, mit der größten Gemüthsruhe, zwischen den hohen Fichtenwäldern von Marienbad, unter dem blausten Himmel, in reinster leichtester Luft, daher auch mit aller Empfänglichkeit, die man zum Genuß eines jeden dichterischen Erzeugnisses mitbringen sollte. Was ich darüber auf einsamen Spaziergängen in meine Schreibtafel bemerkte lasse ich hier, ohne künstliche Ordnung, gemüthlich wohlmeynend nach einander folgen. Denn weder auf Anzeige und Anpreisung, noch auf Urtheil und Entwickelung kann es hier an-

gesehen seyn, der allgemeine Beyfall hat uns hierin schon vorgegriffen.

Gabriele setzt ein reiches Leben voraus und zeigt große Reife einer daher gewonnenen Bildung. Alles ist nach dem Wirklichen gezeichnet, doch kein Zug dem Ganzen fremd; die gewöhnlichen Lebensvorkommnisse sehr anmuthig verarbeitet. Und so ist es eben recht: der Roman soll eigentlich das wahre Leben seyn, nur folgerecht, was dem Leben abgeht.

Epische, halbepische Dichtung verlangt eine Hauptfigur, die, bey vorwaltender Thätigkeit, durch den Mann, bey überwiegendem Leiden, durch die Frau vorgestellt wird. Diesmal ist einem anziehenden weiblichen Wesen die schwerste Rolle zugetheilt, die sie mit höchster Zartheit und Anmuth durch unerträgliche Leiden durchführt. Die Mithandelnden alle sind Opfer von klemmenden Widersprüchen, die sich aus nothwendigen und zufälligen Weltverhältnissen

hervorthun; aus dem Conflict des Wollens, der Pflicht, der Leidenschaft, des Gesetzes, des Begehrens und der Sitte.

Jenes Ethisch-allgemeine verkörpert sich nun im Contrast der Charaktere, im Widerstreit der physischen und moralischen Kräfte, in Gebundenheit der Angewöhnungen, der häuslichen Zustände.

Hier bedarf es nun keines großen Personals, aber vollständig und in sich selbst vermannigfaltigt soll es seyn. Im Verlauf mehrerer Jahre treten die Personen auf und ab, entfernen sich, erscheinen wieder, haben gewonnen, verloren, sich verändert, ohne Widerspruch mit sich selbst.

Gabriele webet und weset in der vornehmeren ausgebildeten Welt, die handelnden Personen sind sämmtlich begütert und dadurch in den Naturzustand des freysten Handelns und Wirkens versetzt. Schlösser und Landhäuser veranlassen manche anmuthige, bedeuten-

de, nothwendige Ortsveränderung; Reisen ins Bad, in die Ferne beleben die Tagesordnung.

Als ich in diesem Sinne vor einer gebildeten Gesellschaft redete, fragte eine sorgsame Mutter: ob sie dieses Buch mit ihren Töchtern lesen könne? dabey kam Folgendes zur Sprache:

Erziehung heißt die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber in besondern Kreisen existiren kann. Der Roman hingegen stellt das Unbedingte als das Interessanteste vor, gerade das gränzenlose Streben was uns aus der menschlichen Gesellschaft, was uns aus der Welt treibt, unbedingte Leidenschaft; für die dann, bey unübersteiglichen Hindernissen, nur Befriedigung im Verzweifeln bleibt, Ruhe nur im Tod.

Dieser eigenthümliche Charakter des tragischen Romans ist der Verfasserin auf schlichtem Wege sehr wohl gelungen, sie hat mit einfachen Mitteln große Rührung hervorzubringen gewußt; wie sie denn auch, im Gang der Ereig-

nisse, das Natürlich-rührende aufzufassen weiß, das uns nicht schmerzlich und jammervoll, sondern durch überraschende Wahrheit der Zustände höchst anmuthig ergreift.

Durchaus wohlthätig ist die Freyheit des Gemüthes, kraft welcher allein die wahre Rührung möglich wird. Daher denn auch die Facilität der allgemeinen Anordnung, des innern Ausdrucks, des äußern Styls. Ein heiteres Behagen theilt sich dem Leser mit.

Einsichtige Anthropologie, sittlich-physiologe Ansichten, sogar durch Familien und Generationen durchgeführt. Abstufung der Verhältnisse und Ableitung. Verwandtschaft, Gewohnheit, Neigung, Dankbarkeit, Freundschaft, bis zur leidenschaftlichsten Anhänglichkeit.

Keine Spur von Parteysinn, bösem Willen, Neckerey, vielmehr anmuthiges Gefühl eines allgemeinen Wohlwollens; kein böses Prinzip, kein verhaßter Charakter, das Lobens- und Tadelnswerthe mehr in seiner Erscheinung, in

seinen Folgen als durch Billigung oder Mißbilligung dargestellt.

Vom alten schroffen, durch Eigensinn und Wahn, zuletzt der Verrücktheit nahen Vater, bis zur jüngsten, in die Welt tretenden, heitern Schönheit (wir meinen Ida), die zuletzt als frische Versucherin auftritt, ohne Wiederholung das Aehnliche.

Jener würdige Halbtolle, im Unnatürlichen ganz wahr gehalten, wird gefordert, um die tragische Katastrophe hervorzubringen. Dem wunderlichen Vetter verzeiht man alles, seiner eigenthümlichen Seltsamkeit und Beschränktheit wegen; er spielt den Grazioso in dieser Tragödie und steht den thätigsten des Calderon nicht nach.

Eine gewiße Kränklichkeit giebt man der Hauptfigur als ihrer Individualität angehörig gerne zu, ja man fordert sie. Die schwereren Krankheitsparoxysmen betrachtet man wie eine Art längeren, tieferen Schlafes, ohne den eine solche Organisation nicht bestehen könnte.

Die übrigen Personen sind körperlich gesund, allenfalls verwundet; sie leiden nur an der Seele, nirgends wird man Schwächlichkeit gewahr.

Hier verläßt mich nun die Erinnerung meines einsamen Betrachtens. Nachstehendes Aphoristische wird der wohlwollende Leser selbst einschalten.

Mitten im Elemente der Convenienzen erscheint ein durchaus Natürliches der Bezüge, Mannigfaltigkeit des Herkommens der Personen, und besonders fruchtbare Folgen früherer Verhältnisse.

Sitten und Arten der neusten Welt sind das durchwaltende Kostüm; sogar wird die neueste, zarteste, wirksamste Giftart eingeführt.

Fortschritt edler Gesinnung und Handelns,

wodurch der Uebergang ins wahrhaft Große leicht ja nothwendig wird.

Nichts Phantastisches, sogar das Imaginative schließt sich rationell ans Wirkliche.

Das Problematische, ans Unwahrscheinliche gränzend, bevorwortet sich selbst und ist mit großer Klugheit behandelt.

Und so sey eine reine freundliche Theilnahme treulich und dankbar ausgesprochen.
Marienbad, Ende Juny 1822.

Das Sträuschen.

Alt böhmisch.

Wehet ein Lüftchen
Aus fürstlichen Wäldern,
Da läufet das Mädchen,
Da läuft es zum Bach,
Schöpft in beschlag'ne
Eimer das Wasser.

Vorsichtig, bedächtig
Versteht sie zu schöpfen.
Am Flusse zum Mädchen
Schwimmet ein Sträuschen,
Ein duftiges Sträuschen
Von Veilchen und Rosen.

Wenn ich, du holdes
Blümchen, es wüſste,
Wer dich gepflanzet
In lockeren Boden;
Wahrlich! dem gäb' ich
Ein goldenes Ringlein.

Wenn ich, du holdes
Sträuschen, es wüſste,
Wer dich mit zartem
Baste gebunden;
Wahrlich! dem gäb' ich
Die Nadel vom Haare.

Wenn ich, du holdes
Blümchen, es wüſste
Wer in den kühlen
Bach dich geworfen;
Wahrlich! dem gäb' ich
Mein Kränzlein vom Haupte.

Und so verfolgt sie
Das eilende Sträuschen,
Sie eilet voranf ihm,
Versucht es zu fangen:
Da fällt, ach! da fällt sie
In's kühlige Wasser.

Ein
deutscher Improvisator,
mitgetheilt von einem jungen Freunde.

Auf einem Kirchweihfeste, zu welchem die Menschen weit aus der Umgegend herbei eilten, machte ich eine sehr interessante Bekanntschaft. Des Abends nämlich auf dem öffentlichen Balle fiel mir ein Mann auf, in dessen Aeußerm sich eine seltene Derbheit spiegelte. Ich erkundigte mich, wer er wäre, und erhielt zur Antwort, er sey der lustige Cl******, in der ganzen Umgegend bekannt, als Holz- und Kohleninspektor im benachbarten Herzogthum angestellt. Jetzt suchte ich mit ihm in Unterredung zu kommen, und war sehr überrascht, als er nach einer gleichgültigen Unter-

haltung mir ein langes Gedicht hersagte, von dem ich bald merkte, daß es aus dem Stegreif hervorging. Als ich ihm mein Erstaunen und meine Freude darüber zu erkennen gab, versicherte er, ich könne ihm jedes beliebige Thema aufgeben, er wolle sogleich in Versen darüber sprechen. Im Tanzsaal traten die Paare gerade zu einer Tempete an, und ich schlug ihm vor, mir diese in Reimen zu besingen. Mit der Musik begann seine Beschreibung und endigte, ohne das geringste Stocken, oder Besinnen, erst mit jenem langen Tanze. Er wußte die einzelnen Paare mit ihren Eigenheiten, die verschiedenen Touren und die Musik in seiner gereimten Erzählung so gut in Verbindung zu setzen und so charakteristisch aufzufassen, daß ich darüber sehr erstaunte, und es meinen Freunden sogleich mitzutheilen eilte.

Als ich ihnen das Vorhergegangene kurz erzählt hatte, wollten auch sie diesen Mann hören, und jetzt wußte er über drei verknüpfte

Thema, einen Kronleuchter, einen Spiegel und eine Reihe Damen, sehr artig zu sprechen, und diese so verschiedenartigen Dinge ganz natürlich in Verbindung zu setzen, so daß die Umstehenden durch ein lautes Bravorufen und Händeklatschen ihren Beifall zu erkennen gaben.

Ich wich den ganzen Abend nicht von der Seite dieses Mannes, und hatte so noch oft Gelegenheit, seine reiche Phantasie, seine Geschicklichkeit, die verschiedenartigsten Dinge ganz natürlich mit einander in Beziehung zu bringen, und seine Gewandheit in der Sprache zu bewundern.

Es verdient noch folgendes erwähnt zu werden. Als der Ball zu Ende war, bat ich ihn, noch in der Gesellschaft einiger Freunde dazubleiben und bei einem Glase Punsch mit uns lustig zu seyn. Als wir nun so unter fröhlichem Gespräche beisammen saßen, that ihm einer den artigen Vorschlag: von einem Jeden der Anwesenden eine Charakterschilderung zu

machen, und da alle diesem Wunsche beistimmten, so begann er auch sogleich in gereimten Versen seine Schilderung. Ohne das geringste Besinnen und irgend eine Wiederholung ging er so alle Anwesende, etwa zehen an der Zahl, durch. Hierbei war mir besonders merkwürdig, wie er aus dem Auffallenden in der Gesichtsbildung, oder in der Wahl des Anzugs und des Putzes oft glücklich auf den Charakter zu schließen wußte, vorzüglich aber, daß er den Uebergang von Einem zum Andern sehr geschickt zu finden und die einzelnen Schilderungen sehr artig mit einander zu verflechten wußte.

Das Alter dieses Mannes schätze ich auf vierzig Jahre und weiß von seinem frühern Leben weiter nichts anzuführen, als daß er auf einigen Forstakademien studirend sein Vermögen nicht zu Rathe gehalten habe, und später genöthigt worden sey, jenen Posten anzunehmen, wiewohl er seinen Kenntnissen nach auf eine bessere Stelle hätte Ansprüche machen kön-

nen. Mit unsern dichterischen Schriftstellern scheint er übrigens keineswegs unbekannt zu seyn, da er, bei Verwechselung seines Namens mit Cl*****, über diesen Schriftsteller ein Urtheil fällte, dem ich keineswegs ganz widersprechen konnte.

F. N.

Der Schild Wellingtons.

Die großen Verdienste des unsterblichen Wellington um sein Vaterland wurden von den Bewohnern Britanniens auf das tiefste empfunden: jede Classe, ja jeder einzelne Mensch fühlte was dieser unübertreffliche Held für ihn gethan hatte. Mit Sklavenfesseln und dem Verluste von allem, was dem Menschen schätzbar seyn muß, hatte sich England, so wie ganz Europa, bedroht gesehen: und diese Gefahr hatte Wellington entfernt. Durch seine Siege waren Unabhängigkeit und Freiheit, Wohlstand und Glück gesichert.

Nachdem im Jahre 1814 der lange Kampf durch die Abdankung Napoleons beendigt zu

seyn schien, versammelten sich in London die ersten Banquiers und Großhändler dieser Hauptstadt (The Bankers and Merchants of London), um die Gefühle der Dankbarkeit gegen den ausgezeichneten Feldherrn an den Tag zu legen; und man kam überein, das Andenken dieser Gesinnungen durch einen sichtbaren Beweis zu erhalten. Es wurden Geldbeyträge unterzeichnet, und ein Ausschuß von acht angesehenen Männern ernannt, denen die Ausführung der Wünsche der Versammlung anheim gegeben werden sollte. Der Ausschuß widmete dem Gegenstande alle zweckmäßige Aufmerksamkeit, und gelangte nach reiflichem Berathen zu der Entscheidung, daß das beabsichtigte Werk aus einem reichen und schön gearbeiteten Stück Silbergeräth (a piece of plate) bestehen sollte. Sobald als dieser Beschluß erklärt wurde, entstand unter den vorzüglichsten Kunstarbeitern eine Wetteiferung, an dem Werke Theil zu nehmen; und es wurden mehrere Vorschläge eingereicht. Die

zwey größten Häuser in London, wenn nicht in Europa, welche in Gold und Silber arbeiten, sind 1. Messrs. Rundell und Bridge, und 2. Messrs. Green und Ward, beide in der City, und in derselben Straße (Ludgate Hill) gelegen. Diese standen an der Spitze der Bewerber. Das erstere dieser Häuser war gerade mit der Verfertigung des Schildes des Achilles, für den damaligen Prinzen Regenten, jetzigen König, von England, beschäfftigt: und da es mit den Vorbereitungen zu dieser Arbeit eingerichtet war, so schlug es vor, dem Herzoge von Wellington einen solchen Achilles-Schild zu verehren. Mittlerweile hatte sich das zweite Haus, Messrs. Green und Ward, sehr thätig bemüht, einen eigenen Plan vorzubringen; und hatte dabey den berühmten Bildhauer Chantry um Rath und Beystand ersucht. Dieser hatte geantwortet, daß er weder Zeit noch die erforderliche Geschicklichkeit besäße, an einen solchen Entwurf Hand zu legen, und hinzugefügt, daß seines

Erachtens keiner dazu so fähig wäre, als Stothard, der große Zeichner und Historien-Mahler: an den sollte man sich wenden. Zugleich hatte sich Chantry in diesen Worten geäußert: „Wenn von einem Schilde die Rede ist, warum sollte es nicht der Schild des Wellington statt des Achilles seyn!“ Der Wink wurde aufgefaßt, Stothard zu Rathe gezogen, und von diesem eine Zeichnung geliefert, welche Beyfall erhielt. Der Ausschuß entschied, daß der Schild von Wellington (The Shield of Wellington) ausgeführt werden sollte; und dem Hause Green und Ward wurde die Arbeit zugesprochen. Es war dieser Auszeichnung völlig würdig, da es mit dem größten Eifer in die Sache einging, und nichts ersparte, wodurch dem Unternehmen die höchste Vollendung gegeben werden konnte. Außer Stothard ließ es noch andere große Künstler befragen, z. B. Athinson, Westall und Smirke; keiner aber verdunkelte Stothard's ursprünglichen Abriß. Indessen

verdankt man dem Herrn Smirke einen Zusatz, welcher äußerst wichtig ist. Es war dieser geschätzte Baumeister und Zeichner, der die zwey Säulen erfand, welche dem Schilde zur Begleitung dienen, und mit demselben eine Zusammensetzung bilden, die einzig in ihrer Art ist.

Beynahe sieben Jahre wurden auf die Bearbeitung und Vollendung verwendet. Denn erst im J. 1821 wurde das Werk beendigt. Daß ein so großer Zeitraum dazu erfordert werden würde, hatte man sich nicht gedacht: allein es traten Schwierigkeiten und Hindernisse ein, die man vorher nicht berechnen konnte. Die Sorgfalt und Thätigkeit der Unternehmer ermüdete nicht, und besiegte zuletzt alles was sich dem erwünschten Ausgange entgegen stellte.

Es war am 23sten Januar 1822, wie der Verfasser dieses Aufsatzes den Schild in dem Hause von Mssrs. Green und Ward (No. 1. Ludgate Hill) zu sehen Gelegenheit hatte.

Er verdankt diese Begünstigung dem jüngern Herrn Ward (George Ward Esq.) einem der Theilhaber des Hauses, mit dem er das Vergnügen hatte bekannt zu seyn: denn allgemein wurde das Werk damals nicht gezeigt, weil der König es noch nicht in Augenschein genommen hatte. Es ist ein Gegenstand glänzender Pracht und hochvollendeter Kunst: der Anblick ist überraschend, das Ganze besteht aus drey Stücken, nämlich dem Schilde selbst, und zwey Säulen, welche ihm rechts und links zur Seite gesetzt werden: es bildet eine herrliche Gruppe. Alles ist aus feinem Silber, stark vergoldet. Der Schild ist völlig kreisförmig, 3 Fuß 8 Zoll (Englisch) im Durchmesser. Das Gewicht 2000 Unzen (12 Unzen auf ein Pfund), also $166\frac{2}{3}$ Pfd. Die Säulen wiegen etwas weniger, jede ungefähr 1950 Unzen, oder $162\frac{1}{2}$ Pfund. Dieses würde das sämmtliche Gewicht der drey Stücke, welche die Zusammensetzung ausmachen, auf $491\frac{2}{3}$ Pfund bringen.

Wenn die Masse, woraus das Werk verfertigt ist, kostbar ist, so hat doch die daran bewiesene Kunst einen höhern Werth. Zuerst also von dem Schilde. Auf seiner gewölbten Oberfläche findet sich die trefflichste erhabene Arbeit; die untere, oder hohle, Seite ist mit Sammet gefüttert. Die erhabene Arbeit der Oberfläche findet sich theils auf der Mitte des Schildes, und theils am Rande. Die auf der Mitte ist hoch erhaben (alto rilievo), in matter Vergoldung, und besteht aus einer Zusammenstellung von vierzehn Personen, nämlich Wellington als die Hauptfigur, umgeben von seinen ausgezeichneten Befehlshabern und Kriegsgefährten. Herrlich sind alle Figuren ausgearbeitet, und bey den meisten ist eine treffende Aehnlichkeit mit dem Leben zu erkennen. Da sieht man Hill, Beresford, Hope, Graham, Picton und andere. Ueber Wellington schwebt die Siegesgöttinn mit dem Kranze; vor ihm liegt sein niedergeworfener Gegner. Zwey sinnbild-

liche Wesen, Mord und Zwietracht, werden von den Füßen der Pferde niedergetreten. Wellington ist, wie sich erwarten läßt, der auffallendste Gegenstand: der Kopf seines Pferdes bildet gewissermaßen den Mittelpunct, oder Schildknopf.

Um diese schöne Gruppe geht ein breiter Streif, oder Gürtel, strahlenmäßig ausgehöhlt, und mit geglätteter Vergoldung überlegt. Das Glatte macht gegen das Rauhe, oder Matte, der Gruppe einen Abstand. Um den Gürtel läuft eine schmale, zierlich gearbeitete Einfassung; und darauf folgt der Rand, welcher zum Gefilde der geschichtlichen Darstellungen von Wellington's merkwürdigsten Thaten dienet.

Der Rand ist in zehn Felder getheilt, welche mit flach erhabener Arbeit (basso relievo) gefüllt sind. Jedes Feld hat eine Ueberschrift, welche die dargestellte Handlung nebst der Zeit, wo sie Statt fand, andeutet. Das 1ste Feld giebt die Schlacht von Assaye,

in Ostindien, Septemb. 23, 1803, worin Wellington, damals noch Oberster Wellesley, mit einer geringen Macht das große Heer der Mahratten auf das Haupt schlug. Das 2te Feld hat die Schlacht von Vimeira, in Portugal, August 23, 1808, worin Junot geschlagen wurde, und welche die Vertreibung der Franzosen aus Lissabon zur Folge hatte. 3tes Feld: Der berühmte Uebergang des Englischen Heeres über den Douro, und die Befreiung von Oporto, 1810. 4tes Feld: Das Vorrücken des Englischen Heeres aus den Verschanzungen von Torras Vedras, März 6, 1811, und der Abzug der Franzosen unter Massena. 5tes Feld: Die Bestürmung und Eroberung von Badagos, April 6, 1812. 6tes Feld: Der glorreiche Sieg von Salamanca, Jul. 22, 1812. 7tes Feld: Die Schlacht und der große Sieg von Vittoria, in Spanien, Jun. 21, 1813. 8tes Feld: Die blutige Schlacht an den Pyreneen, und die Befreiung von Bourdeaux. 9tes Feld:

Wellington's Einzug in Toulouse, April 1814. 10tes Feld: Die auf Wellington gehäuften Ehrenbezeugungen. Wellington kniet vor dem Prinzen Regenten von England, und empfängt die herzogliche Krone. — Der Schild war im J. 1814 entworfen; also konnte sich die Schlacht von Waterloo, welche den 18ten Jun. 1815 geliefert wurde, nicht darauf befinden.

Um die Felder dieser flach erhabenen Arbeit, welche ebenfalls in matter Vergoldung ist, läuft eine nicht breite, glatte und strahlig ausgetiefte Einfassung, und um letztere eine schmale gezierte Borte.

Der Schild, hinten gestützt, steht beynahe aufrecht, und zeigt seine herrliche Vorderseite. Rechts und links neben ihn werden die Säulen gestellt. Sie sind rund und glatt: ihr Haupt ist mit Palmblättern geziert. Sie sind etwas niedriger als der Schild, nämlich mit den darauf stehenden Figuren, 3 Fuß 6 Zoll hoch. Auf der einen steht die Siegesgöttinn, mit dem Kranze und Palmzweige; auf der an-

dern die Göttinn des Rufes (Fama), mit dem Kranze und der Posaune: diese zwey Figuren sind nicht auf den Säulen befestigt, sondern können abgehoben, und also von einer Säule auf die andere versetzt werden.

Die Säulen ruhen auf einem dreiseitigen, hervorragenden Fußgestelle. Die Seiten des Fußgestelles sind ausgeschweift, und mit flach erhabener Arbeit geschmückt. Auf jedem der beiden Fußgestelle stehen um die Säule drey Soldaten verschiedener Länder, deren Truppen unter Wellington gedient haben. Auf dem einen, ein Englischer Grenadier, ein sogenannter Bergschotte, und ein Irländer vom leichten Fußvolke: jeder hält die Fahne seines Landes. Von den drey Seiten, oder Feldern, des Fußgestelles sieht man auf dem ersten die Britannia, welche dem Landheere und der Flotte den Lorbeerzweig überreicht; auf dem zweiten die wiederbelebten Künste des Friedens, und auf dem dritten einen frohen Tanz. Auf dem andern Fußgestelle stehen drey ausländische

Soldaten, nämlich ein Hindostanischer Soldat, oder sogenannter Sepoy, ein Portugiese, und ein Spanier: sie führen ebenfalls die Fahne ihres Landes, woran eine Schaumünze mit Wellington's Bilde befestigt ist. Die an diesem Fußgestelle befindlichen Flacharbeiten auf den Seiten sind: erstlich, unter dem Sepoy; eine Hindostanische Familie, welche, von der Englischen Regierung geschützt, friedlich ruhet, und der Erzählung eines Sepoy von der Schlacht von Assaye zuzuhören scheint. Man sieht auch einen Englischen Dragoner, und noch einen Sepoy mit einem Mahrattischen Gefangenen. Zweitens, das Feld unter dem Portugiesen zeigt die Wiederherstellung des lange vernachlässigten Weinbaus. Drittens, unter dem Spanier ist gleichfalls die Rückkehr zum Weinbau und Ackerbau dargestellt, und durch einen frohen Tanz der Bauern gefeiert. An den drey Ecken beider Fußgestelle ist Geschütz, Kriegesgeräth, und Waffenrüstung angebracht, welches alles vortrefflich gearbeitet ist.

Ohne irgend eine Zeichnung würde die hier gegebene Beschreibung kaum eine anschauliche Vorstellung gewähren. Es kommen uns daher zwey Abbildungen, welche aus einer neuen, in England seit dem Anfange des Jahres 1822 erschienenen Monatsschrift (The Brighton Magazine, das Magazin der Stadt Brighton, oder „das Brightonsche Magazin") entlehnt sind, wohl zu Statten. Die erste (auf Tafel A) wurde im 4ten Hefte mitgetheilt, und giebt bloß die Form des Schildes mit der Gruppe in der Mitte, weil man nicht Zeit hatte das Ganze zeichnen und stechen zu lassen. Dieses wurde aber in dem nächst folgenden Hefte geleistet, wo man alles zusammen auf der Tafel B findet. Beide Darstellungen vereinigt geben vielleicht einen deutlichern Begriff, als wenn man nur die letztere allein hätte. Die Nachrichten, welche man im 4ten Hefte liest, sind der Wahrheit gemäß, und man wird sie mit den unsrigen, welche wir aus der besten Quelle, nämlich von einem der Theilha-

ber des Green und Wardschen Hauses hergeleitet haben, im wesentlichen übereinstimmend finden.

Die Summe, welche Messrs. Green und Ward für diese große Arbeit, die ihnen so viel Ehre macht, erhalten haben, ist Eilf Tausend Pfund Sterling.

Am 16ten Februar 1822 wurde der Schild dem Herzog von Wellington, im Namen der Banquiers und Großhändler von London durch Herrn Manning (William Manning Esq.) als deren Abgeordneten, überreicht: und wird künftig in einem Prachtzimmer der Herzoglichen Wohnung in London (Apsley-House genannt) seinen Platz haben.

Um dieses schöne Werk bequem aufzubewahren, wenn es nicht zur Schau aufgestellt ist, oder es von einem Orte zum andern zu schaffen, sind sowohl für den Schild als die Säulen zweckmäßig eingerichtete Kasten, oder Gehäuse, von Mahagony-Holz verfertigt worden.

Der Schild des Achilles.

Es war einladend, mit jenem ausgezeichneten Kunstwerke ein ähnliches, nämlich den Schild des Achilles, von dem Hause Rundell und Bridge verfertigt, zu vergleichen, um so mehr da dieß wegen der Nähe dieses Hauses zu dem Green und Wardischen (denn sie liegen wenige Schritte, nur auf entgegengesetzten Seiten derselben Straße, von einander) mit weniger Mühe, und unter frischen Eindrücken, geschehen konnte: Der Verfasser begab sich daher, nachdem er der Beschauung des Schildes von Wellington genossen hatte, zu den Herren Rundell und Bridge, und bat um Erlaubniß, den Schild des Achilles zu sehen, die ihm auch gleich gestattet wurde.

Dieses Werk ist in seiner Art trefflich, aber weniger glänzend und auffallend als das vorige. Die Darstellungen sind alle in Flacharbeit (bas-

so rilievo): und man hat keine begleitenden Zierden, wie die Säulen bey dem Schilde von Wellington. Der Schild ist rund wie dieser. Es ist ein kleinerer Maaßstab angenommen worden: der Durchmesser ist 3 Fuß (Englisch), und das Gewicht 900 Unzen, oder 75 Pfund. Die Masse ist dieselbe wie bey Wellington's Schilde, nämlich feines Silber, stark vergoldet. Die Vergoldung war noch nicht aufgetragen, wie der Verfasser (am 23sten Januar) den Schild beschaute. Die Beschreibung des Homer, im 18ten Buche der Ilias, wird in dem Gebilde versinnlicht: es ist nach Zeichnungen von Flaxman ausgeführt, der sich ziemlich genau an die Schilderung des Dichters gehalten hat, so daß es demjenigen, welcher mit dem Homer vertraut ist, Freude gewährt diese Darstellungen zu betrachten. Abweichungen, welche von den Ansichten und Begriffen des Zeichners herrühren, mögen wohl hier und da zu bemerken seyn: aber sie schaden dem Eindrucke, welchen das Ganze macht,

und selbst den Gefühlen des homerischen Kenners nicht.

Es scheint zuerst der Gedanke des Herzogs von York gewesen zu seyn, ein solches Kunstwerk als Prachtstück für den Schenktisch im Speisesaal (for the side-board) verfertigen zu lassen: dem Könige gefiel es, und er ließ ein ähnliches für sich besprechen. Es war letzteres, welches der Verfasser sah.

Vorstehendes verdanken wir Herrn Georg Heinrich Noehden, Dr. der Philosophie und der Rechte, Aufseher am Brittischen Museum in London, im Fache der Alterthümer und Kunst; dessen Bereitwilligkeit, mit Kenntniß und Forschen seinen auswärtigen Freunden beyzustehen, wir noch öfters werden zu rühmen haben.

Alexander Manzoni an Goethe.

So sehr das literarische Verbeugen und Danksagen außer Kredit gekommen, so hoff' ich doch Sie werden diesen aufrichtigen Ausdruck eines dankbaren Gemüthes nicht verschmähen; denn wenn während der Arbeit an der Tragödie des Grafen Carmagnola mir jemand vorausgesagt hätte, daß Goethe sie lesen würde, so wäre es mir die größte Aufmunterung gewesen, hätte mir die Hoffnung eines unerwarteten Preises dargeboten. Sie können sich daher denken was ich fühlen mußte zu sehen, daß Sie meine Arbeit einer liebevollen Betrachtung würdigten, um derselben vor dem Publicum ein so wohlwollendes Zeugniß geben zu können.

Aber außer dem Werth, welchen eine solche Beystimmung für einen jeden hätte, machten einige besondere Umstände sie für mich unschätzbar. Und so sey mir vergönnt diese vorzutragen, um zu zeigen wie meine Dankbarkeit doppelt seyn müsse.

Ohne von denjenigen zu sprechen, welche meine Arbeit öffentlich mit Spott behandelten, so sahen doch auch solche Kritiker, welche günstiger davon urtheilten, beynahe alles und jedes von einer andern Seite an als ich es gedacht hatte; sie lobten Dinge auf die ich weniger Werth legte, und tadelten mich als hätt' ich die bekanntesten Bedingungen einer dramatischen Dichtung übersehen oder vergessen, da ich doch eben in diesem Puncte die Frucht meines reinsten und beharrlichsten Nachdenkens zu erblicken glaubte. So war denn auch die etwanige Gunst des Publicums nur dem Chor und dem fünften Act zugetheilt und es wollte scheinen als wenn niemand in dieser Tragödie dasjenige finden könne, was ich hineinzulegen beab-

Staatliche Bibliothek Bamberg

sichtigte; so daß ich zuletzt zweifeln mußte, ob mein Vorsatz selbst nicht ein Wahn gewesen, oder mindestens ob ich ihn habe zur Wirkung führen können. Selbst gelang es einigen Freunden nicht mich zu beruhigen, ob ich schon deren Urtheil höchlich zu schätzen habe, denn die tägliche Mittheilung, die Uebereinstimmung vieler Ideen nahmen ihren Worten jene Art von Autorität, welche ein auswärtiges, neues, weder hervorgerufenes, noch durchgesprochenes Gutachten haben muß.

In dieser peinlichen und lähmenden Ungewißheit, was konnte mich mehr überraschen und aufmuntern als die Stimme des Meisters zu hören, zu vernehmen daß er meine Absicht nicht unwürdig von ihm durchschaut zu werden geglaubt, und in seinen reinen und leuchtenden Worten den ursprünglichen Sinn meiner Vorsätze zu finden. Diese Stimme belebt mich, in solchen Bemühungen freudig fortzufahren und mich in der Ueberzeugung zu befestigen, daß ein Geisteswerk am sichersten durchzufüh-

ren das beste Mittel sey, festzuhalten an der lebhaften und ruhigen Betrachtung des Gegenstandes, den man behandelt, ohne sich um die conventionellen Regeln zu bekümmern und um die meist augenblicklichen Anforderungen des größten Theils der Leser.

Sodann muß ich aber bekennen, daß die Abtheilung der Personen in geschichtliche und ideelle ganz mein Fehler sey, verursacht durch eine allzugroße Anhänglichkeit an das genau Geschichtliche, welche mich bewegte die realen Personen von denjenigen zu trennen, die ich ersann um eine Classe, eine Meynung, ein Interesse vorzustellen. In einer neuern Arbeit hatte ich schon diesen Unterschied aufgegeben und es freut mich dadurch Ihrer Anmahnung zuvorgekommen zu seyn.

Vorstehender Brief d. d. Mayland den 23. Januar 1821 bezieht sich auf Kunst und Alterthum zweyten Bandes drittes Heft Seite 35.

Wunsch und freundliches Begehren.

Seit dem Januar 1821 hat eine Geist- und Sinnverwandte Gesellschaft neben andern Tagesblättern die Haude und Spenerischen Berliner Nachrichten anhaltend gelesen und besonders auf die Notizen und Urtheile das Theater betreffend ununterbrochen geachtet. Sie scheinen von mehrern Verfassern herzurühren, welche, zwar in den Hauptpuncten mit einander einverstanden, doch durch abweichende Ansichten sich unterscheiden. Einer aber tritt besonders hervor, dem das Glück die Gunst erwies, daß er lange her gedenkt und wie er von sich selbst sagt: „aufmerksam das Ganze und Einzelne beobachtet und Vergangenes so lebhaft als möglich sich zu reproduziren sucht, um es anschaulich mit dem

wirklich Gegenwärtigen vergleichen zu können."

Und wirklich, er ist zu beneiden daß er, das Theater in- und auswendig kennend, die Schauspieler durch und durch schauend, das Maß der Annäherung an die Rolle, der Entfernung von der Rolle so genau fühlend und einsehend, noch mit so jugendlicher frischer und unbefangener Theilnahme, das Theater besuchen kann. Doch bedenkt man es wohl, so hat diesen Vortheil jede wahre reine Neigung zur Kunst, daß sie endlich zum Besitz des Ganzen gelangt, daß das vergangene so gut wie das gegenwärtige Treffliche vor ihr neben einander steht und dadurch ein sinnlich geistiger Genuß dem Einsichtigen entspringt, welchen auch mangelhafte mißglückte Versuche nicht zu verkümmern Gewalt haben.

Zwey Jahrgänge gedachter Zeitung liegen nun vor uns geheftet: denn wir fanden immer höchst interessant die Zeitungen vergangener Jahre nachzulesen; man bewundert die Kunst

zu beschleunigen und zu verspäten, zu behaupten und zu widerrufen, die ein jeder Redacteur ausübt nach dem Interesse der Partey der er zugethan ist. Eine solche Sammlung kommt uns diesmal nun im ästhetischen Sinne zu Statten, indem wir, bey früher eintretendem Abend, von jenem Termin an bis auf den letzten Tag, den Theater-Artikel wieder durchlasen, aber freylich von Druck und Papier viel zu leiden hatten. Nun würden wir sehr gerne, nach einem gefertigten Auszug, das Ganze wieder theilweise vornehmen, die Consequenz, die Bezüge der Ueberzeugungen, das Abweichen derselben, bey wieder abnehmenden Tagen, studiren und uns besonders mit jenem Referenten unterhalten. Aber die Bemühung ist vergeblich diesen Vorsatz durchführen zu wollen, wir müssen immer wieder zu einer englischen Druckschrift flüchten.

Wir sprechen deshalb einen längst gehegten Wunsch aus, daß diese löblichen Bekenntnisse vorzüglicher Männer möchten mit frischen Let-

tern, auf weiß Papier stattlich und schicklich, wie sie wohl verdienen, zusammengedruckt werden, damit der Kunstfreund möglich finde, sie bequem und behaglich der Reihe nach und auch wohl wiederholt, in mannigfaltigem Bezug zu lesen, zu betrachten und zu bedenken. Wird uns diese Gunst gewährt, so sind wir gar nicht abgeneigt, eigene Bemerkungen einem so löblichen Texte hinzuzufügen, wozu uns ein folgerechter wahrer Genuß an den Productionen eines höchst gebildeten Verstandes, einer unbestechlichen Gerechtigkeit mit dem allerliebsten Humor ausgesprochen, nothwendig aufregen mußte. Es würde bemerklich werden, wie er die bedeutenden Hauptfiguren des Berliner Theaters zu schätzen wußte und weiß, wie er die vorüberschwebenden Gäste mit Wahrheit und Anmuth zu behandeln versteht. Man sehe die Darstellungen der ersten und zweyten Gastrollen der Madam Neumann; sie thun sich so zierlich und liebenswürdig hervor als die Schauspielerin selbst. Oft spiegeln sich auch

alt und neue Zeit gegen einander: Emilie Galotti, vor vierzig Jahren und im laufenden aufgeführt.

Zum Einzelnen jedoch dürfen wir uns nicht wenden, wohl aber bemerken, daß gerade in diesen letzten Monaten bedeutendes geliefert ward. Erst lasen wir den Aufsatz eines Mannes, der gegen das neuere Bestreben den Worten des Dichters Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen und ihnen das völlige Gewicht zu geben, ungünstig gestimmt ist: jener Epoche dagegen mit Preis gedenkt, wo der Schauspieler seinem Naturell sich völlig überlassend, ohne besonderes Nachdenken, durch Uebung in der Kunst sich weiter zu fördern trachtete.

Hierauf im Gegensatz finden wir den Bericht des würdigen Jenisch vom Jahr 1802, woraus hervorgeht, wie es mit jenen Natürlichkeiten eigentlich beschaffen gewesen und wie der sogenannte Conversations-Ton zuletzt in ein unverständiges Mummeln und Lispeln ausgelaufen, so daß man von den Wor-

ten des Drama's nichts mehr verstehen können und sich mit einem nackten Geberden-Spiel begnügen müssen.

Schließlich tritt nun der eigentliche Referent auf, nimmt sich der neuen Schule kräftig an und zeigt: wie auf dem Wege, welchen Wolf's, Devrient's, Stich's wandeln, ein höheres Ziel zu erreichen sey, und wie ein herrliches Naturell keineswegs verkürzt werde, wenn ihm einleuchtet, daß der Mensch nicht alles aus sich selbst nehmen könne, daß er auch lernen und als Künstler dem Begriff von der Kunst sich erwerben müsse.

Möchten diese und tausend andere fromme Worte Kennern und Künstlern, Gönnern und Liebhabern, vielleicht als Taschenbuch, zu willkommenster Gabe vorgelegt werden!

Klaggesang.

Irisch.

So singet laut den Pillalu
Zu mancher Thräne Sorg' und Noth:
Och orro orro ollalu,
O weh des Herren Kind ist todt!

Zu Morgen als es tagen wollt',
Die Eule kam vorbey geschwingt,
Rohrdommel Abends tönt im Rohr.
Ihr nun die Todtensänge singt,
Och orro orro ollalu.

Und sterben du? warum, warum,
Verlassen deiner Eltern Lieb'?
Verwandten Stammes weiten Kreis?
Den Schrey des Volkes hörst du nicht:
Och orro orro ollalu.

Und scheiden soll die Mutter, wie,
Von ihrem Liebchen schön und süſs?
Warst du nicht ihres Herzens Herz,
Der Puls der ihm das Leben gab?
Och orro orro ollalu.

Den Knaben läſst sie weg von sich,
Der bleibt und wes't für sich allein,
Das Frohgesicht, sie sieht's nicht mehr;
Sie saugt nicht mehr den Jugendhauch.
Och orro orro ollalu.

Da sehet hin an Berg und Steg,
Den Uferkreis am reinen See,
Von Waldesecke, Saatenland,
Bis nah heran zu Schlofs und Wall
Och orro orro ollalu

Die Jammer-Nachbarn dringen her,
Mit hohlem Blick und Athem schwer;
Sie halten an und schlängeln fort
Und singen Tod im Todtenwort
Och orro orro ollalu.

So singet laut den Pillalu
Und weinet was ihr weinen wollt!
Och orro orro ollolu
Des Herren einziger Sohn ist fort.

Julius Cäsars Triumphzug, gemalt von Mantegna.

Des Meisters Kunst im Allgemeinsten.

An den Werken dieses außerordentlichen Künstlers, vorzüglich auch an dem Triumphzug Cäsars, einer Hauptarbeit, wovon wir näher zu handeln gedenken, glauben wir einen Widerstreit zu fühlen, welcher beym ersten Anblick nicht aufzulösen scheint.

Zuvörderst also werden wir gewahr, daß er nach dem strebt, was man Styl nennt, nach einer allgemeinen Norm der Gestalten; denn sind auch mitunter seine Proportionen zu lang, die Formen zu hager, so ist doch ein allgemein

Kräftiges, Tüchtiges, Uebereinstimmendes, durchaus wahrzunehmen, an Menschen und Thieren, nicht weniger in allen Nebensachen, von Kleidern, Waffen und erdenklichem Geräth. Hier überzeugt man sich von seinem Studium der Antike, hier muß man anerkennen, er sey in das Alterthum eingeweiht, er habe sich darein völlig versenkt.

Nun gelingt ihm aber auch die unmittelbarste und individuellste Natürlichkeit, bey Darstellung der mannigfaltigsten Gestalten und Charaktere. Die Menschen wie sie leiben und leben mit persönlichen Vorzügen und Mängeln, wie sie auf dem Markte schlendern, in Prozessionen einhergehen, sich in Haufen zusammen drängen, weiß er zu schildern; jedes Alter, jedes Temperament wird in seiner Eigenthümlichkeit vorgeführt, so daß wenn wir erst das allgemeinste ideellste Streben gewahr wurden, wir sodann, nicht etwa neben an, sondern mit dem Höhern verkörpert, auch das Besonderste,

Natürlichste, Gemeinste aufgefaßt und überliefert sehen.

Lebensereignisse.

Diese beynahe unmöglich scheinende Leistung erklärt sich nur durch Ereignisse seines Lebens. Ein vorzüglicher Maler jener Zeit, Franzesko Squarcione gewinnt unter vielen Schülern den jungen, früh sich auszeichnenden Mantegna lieb, daß er ihm nicht allein den treusten und entschiedensten Unterricht gönnt, sondern ihn sogar an Kindesstatt annimmt und also mit ihm, für und durch ihn fortwirken zu wollen erklärt.

Als aber endlich dieser herangebildete glückliche Zögling mit der Familie Bellin bekannt wird und sie an ihm gleichfalls den Künstler wie den Menschen anzuerkennen und zu schätzen weiß, in solchem Grade, daß ihm eine Tochter Jacobs, die Schwester von Johann und Gentile angetraut wird, da verwandelt sich die eifersüchtige Neigung des ersten väterlichen Mei-

sters in einen gränzenlosen Haß, sein Beystand in Verfolgung, sein Lob in Schmähungen.

Nun gehörte aber Squarcione zu den Künstlern, denen im funfzehnten Jahrhunderte der hohe Werth antiker Kunst aufgegangen war, er selbst arbeitete in diesem Sinne nach Vermögen und säumte nicht seine Schüler unverrückt dahin zu weisen. — Es sey sehr thöricht, war sein Behaupten, das Schöne, Hohe, Herrliche mit eigenen Augen in der Natur suchen, es mit eigenen Kräften ihr abgewinnen zu wollen, da unsere großen griechischen Vorfahren sich schon längst des Edelsten und des Darstellenswerthesten bemächtigt und wir also aus ihren Schmelzöfen schon das geläuterte Gold erhalten könnten, das wir aus Schutt und Gruß der Natur nur mühselig ausklaubend als kümmerlichen Gewinn eines vergeudeten Lebens bedauern müssen. —

In diesem Sinne hatte sich denn der hohe Geist des talentvollsten Jünglings unablässig gehalten zu Freude seines Meisters und eige-

nen großen Ehren. Als nun aber Lehrer und Schüler feindselig zerfallen, vergißt jener seines Leitens und Strebens, seines Lehrens und Unterweisens; widersinnig tadelt er nunmehr was der Jüngling auf seinen Rath, auf sein Geheiß vollbracht hat und vollbringt; er verbindet sich mit der Menge, welche einen Künstler zu sich herabziehen will um ihn beurtheilen zu können. Sie fordert Natürlichkeit und Wirklichkeit, damit sie einen Vergleichungspunct habe, nicht den höheren der im Geiste ruht, sondern den gemeineren äußeren, wo sich denn Aehnlichkeit und Unähnlichkeit des Originals und der Copie allenfalls in Anspruch nehmen läßt. Nun soll Mantegna nicht mehr gelten, er vermag, so heißt es, nichts Lebendiges hervorzubringen, seine herrlichsten Arbeiten werden als steinern und hölzern, als starr und steif gescholten. Der edle Künstler, noch in seiner kräftigsten Zeit, ergrimmt und fühlt recht gut, daß ihm, eben vom Standpunct der Antike, die Natur nur desto natürlicher,

seinem Kunstblick verständlicher geworden, er fühlt sich ihr gewachsen und wagt auch auf dieser Woge zu schwimmen. Von dem Augenblick an ziert er seine Gemälde mit den Eben-Bildnissen vieler Mitbürger, und indem er das gereifte Alter im individuellen Freund, die köstliche Jugend in seinen Geliebten verewigt und so den edelsten würdigsten Menschen das erfreulichste Denkmal setzt, so verschmäht er nicht auch seltsam ausgezeichnete, allgemein bekannte, wunderlich gebildete, ja, den letzten Gegensatz, Mißgebildete darzustellen.

Jene beyden Elemente nun fühlt man in seinen Werken, nicht etwa getrennt, sondern verflochten; das Ideelle, Höhere, zeigt sich in der Anlage, in Werth und Würde des Ganzen; hier offenbart sich der große Sinn, Absicht, Grund und Halt. Dagegen dringt aber auch die Natur mit ursprünglicher Gewaltsamkeit herein: und wie der Bergstrom durch alle Zacken des Felsens Wege zu finden weiß und mit gleicher Macht wie er angekommen wieder

ganz vom Ganzen herunterstürzt, so ist es auch hier! Das Studium der Antike giebt die Gestalt, sodann aber die Natur, Gewandtheit und letztes Leben.

Da nun aber selbst das größte Talent, welches in seiner Bildung einen Zwiespalt erfuhr, indem es sich zweimal und zwar nach entgegengesetzten Seiten auszubilden Anlaß und Antrieb fand, kaum vermögend ist diesen Widerspruch ganz auszugleichen, das Entgegengesetzte völlig zu vereinigen; so wird jenes Gefühl von dem wir zuerst gesprochen, das uns vor Mantegna's Werken ergreift, vielleicht durch einen nicht völlig aufgelösten Widerstreit erregt. Indessen möcht' es der höchste Conflikt seyn, in welchem sich jemals ein Künstler befunden, da er ein solches Abenteuer zu bestehen, zu einer Zeit berufen war, wo eine sich entwickelnde höchste Kunst über ihr Wollen und Vermögen sich noch nicht deutliche Rechenschaft ablegen konnte.

Dieses Doppel-Leben also, welches Mantegna's Werke eigenthümlich auszeichnet und wovon noch viel zu sagen wäre, manifestirt sich besonders in seinem Triumphzuge Cäsars, wo er alles was ein großes Talent vermochte in höchster Fülle vorüber führt.

Hievon giebt uns nun einen genugsam allgemeinen Begriff die Arbeit welche Andreas Andreani gegen das Ende des 16. Jahrhunderts unternommen, indem er die neun Bilder Mantegna's, auf eben so viel Blättern, mit Holzstöcken, in bedeutender Größe nachgebildet, und also die Ansicht und den Genuß derselben allgemeiner verbreitet hat. Wir legen sie vor uns und beschreiben sie der Reihe nach.

I.

Posaunen und Hörner, kriegerische Ankündigung, pausbäckige Musikanten voraus. Hierauf andringende Soldaten, Feld-, Kriegs- und Glücks-Zeichen, auf Stangen hoch emportragend. Romas Büste voran, Juno die Ver-

leiherin, der Pfau besonders, Abundantien mit Fruchthorn und Blumenkorb, sie schwanken über fliegenden Wimpeln und schwebenden Tafeln. Dazwischen in den Lüften flammende, dampfende Fackelpfannen, den Elementen zur Ehre, zu Anregung aller Sinne.

Andere Krieger, vorwärts zu schreiten gehindert, stehen still, den unmittelbar nachfolgenden gewaltsamen Drang abzuwehren; je zwey und zwey halten senkrecht hohe, von einander entfernte Stangen, an denen man hüben und drüben angeheftet Gemälde lang und schmal ausgespannt erblickt. Diese Schildereyen, in Felder abgetheilt, dienen zur Exposition; hier wird dem Auge bildlich dargebracht was geschehen mußte, damit dieser überschwängliche Triumphzug statt fände.

Feste Städte von Kriegsheeren umringt, bestürmt durch Maschinen, eingenommen, verbrannt, zerstört; weggeführte Gefangene zwischen Niederlage und Tod. Völlig die ankün-

digende Symphonie, die Introduction einer großen Oper.

2.

Hier nun die nächste und höchste Folge des unbedingten Sieges. Weggeführte Götter, welche die nicht mehr zu schützenden Tempel verlassen. Lebensgroße Statuen von Jupiter und Juno auf zweyspännigem, Colossal-Büste der Cybele auf einspännigem Wagen, sodann eine kleinere tragbare Gottheit, in den Armen eines Knechtes. Der Hintergrund überhaupt von hochaufgethürmten Wagengerüsten, Tempelmodellen, baulichen Herrlichkeiten angefüllt, zugleich Belagerungsmaschinen, Widder und Balisten. Aber ganz gränzenlos mannigfaltig aufgeschichtet, gleich hinterdrein, Waffen aller Heeresarten, mit großem ernsten Geschmack zusammen und übereinander gestellt und gehängt. Erst in der folgenden Abtheilung

3.

wird jedoch die größte Masse aufgehäuft vorü-

ber geschafft. Sodann sieht man von tüchtigen Jünglingen getragen jede Art von Schätzen: dickbäuchige Urnen, angefüllt mit aufgehäuften Münzen, und auf denselben Traggestellen Vasen und Krüge; auf den Schultern lasten diese schon schwer genug, aber nebenbey trägt jeder noch ein Gefäß oder sonst etwas Bedeutendes. Dergleichen Gruppen ziehen sich auch noch ins folgende Blatt fort.

4.

Die Gefäße sind von der mannigfaltigsten Art, aber die Hauptbestimmung ist, gemünztes Silber heran zu bringen. Nun schieben sich, über dieses Gedränge, überlange Posaunen in die Luft vor; an ihnen spielen herabhängende Bänder, mit inschriftlicher Widmung: dem triumphirenden Halbgott Julius Cäsar; geschmückte Opferthiere; zierliche Camillen und fleischermäßige Popen.

5.

Vier Elephanten, der vordere völlig sicht-

bar, die drey andern perspectivisch weichend; Blumen und Fruchtkörbe auf den Häuptern, kranzartig. Auf ihrem Rücken hohe flammende Candelaber; schöne Jünglinge leicht bewegt aufreichend wohlriechendes Holz in die Flammen zu legen, andere die Elephanten leitend, andere anders beschäftigt.

6.

Auf die beschwerliche Masse der ungeheuern Thiere folgt mannigfaltige Bewegung; das Kostbarste, das höchste Gewonnene wird nun herangebracht. Die Träger schlagen einen andern Weg ein, hinter den Elephanten ins Bild schreitend. Was aber tragen sie? wahrscheinlich lauteres Gold, Goldmünzen in kleinerem Geschirr, kleinere Vasen und Gefäße. Hinter ihnen folgt noch eine Beute von größerem Werth und Wichtigkeit, die Beute der Beuten, die alle vorhergehende in sich begreift. Es sind die Rüstungen der überwundenen Könige und Helden, jede Persönlichkeit als eige-

ne Trophäe. Die Derbheit und Tüchtigkeit der überwundenen Fürsten wird dadurch angezeigt, daß die Träger ihre Stangenlast kaum heben können, sie nah am Boden herschleppen oder gar niedersetzen um, einen Augenblick ausruhend, sie wieder frischer fortzutragen.

7.

Doch sie werden nicht sehr gedrängt, hinter ihnen schreiten Gefangene einher; kein Abzeichen unterscheidet sie, wohl aber persönliche Würde. Edle Matronen gehen voran mit erwachsenen Töchtern. Zunächst gegen den Zuschauer geht ein Fräulchen von acht bis zehen Jahren, an der Mutter-Seite, so schmuck und zierlich als bey dem anständigsten Feste. Treffliche tüchtige Männer folgen hierauf in langen Gewändern, ernst, nicht erniedrigt; es ist ein höheres Geschick das sie hinzieht. Auffallend ist daher im folgenden Glied, ein großer, wohlgebildeter, gleichfalls ehrenvoll gekleideter Mann, welcher mit grimmigem,

beynahe fratzenhaftem Gesicht, rückwärts blickt, ohne daß wir ihn begreifen. Wir lassen ihn vorüber, denn ihm folgt eine Gruppe von anziehenden Frauen. Eine junge Braut in ganzer Jugend-Fülle, im Vollgesicht dargestellt, wir sagen Braut, weil sie, auch ohne Kranz in den Haaren, so bezeichnet zu werden verdiente, steht hinterwärts, vor dem Zuschauer zum Theil verdeckt von einer älteren Kinderbelästigten Frau; diese hat ein Wickelkind auf dem rechten Arme und ihre linke Hand nimmt ein stillstehender Knabe in Anspruch, der den Fuß aufgereckt; weinend will er auch getragen seyn. Eine ältere sich über ihn hinneigende Person, vielleicht die Großmutter, sucht ihn vergebens zu begütigen.

Höchlich rühmen müssen wir indeß den Künstler, daß kein Kriegsheld, kein Heerführer als Gefangener vorgeführt wird. Sie sind nicht mehr, ihre Rüstungen trug man hohl vorbey; aber die eigentlichen Staaten, die uralten edlen Familien, die tüchtigen Rathsherrn,

die behäbigen, fruchtbar sich fortpflanzenden Bürger, führt man im Triumph auf, und so ist es denn alles gesagt: Die Einen sind todtgeschlagen und die Andern leiden.

Zwischen diesem und dem folgenden Bilde werden wir nun gewahr, warum der stattliche Gefangene so grimmig zurückblickt. Mißgestaltete Narren und Possenreißer schleichen sich heran und verhöhnen die edlen Unglücklichen; diesem Würdigen ist das noch zu neu, er kann nicht ruhig vorübergehn; wenn er dagegen nicht schimpfen mag, so grinzt er dagegen.

8.

Aber der Ehrenmann scheint noch auf eine schmählichere Weise verletzt, es folgt ein Chor Musikanten in contrastirenden Figuren. Ein wohlbehaglicher, hübscher Jüngling, langer, fast weiblicher Kleidung, singt zur Leyer, und scheint dabey zu springen und zu gestikuliren; ein solcher durfte beym Triumphzug nicht fehlen, sein Geschäft war, sich seltsam zu geber-

den, neckische Lieder zu singen, die überwundenen Gefangenen frevelhaft zu verspotten. Die Schalks-Narren deuten auf ihn, und scheinen mit albernen Geberden seine Worte zu commentiren, welches jenem Ehrenmann allzu ärgerlich auffallen mag.

Daß übrigens von keiner ernsthaft edlen Musik die Rede sey, ergiebt sich sogleich aus der folgenden Figur: denn ein himmellanger, schaafbepelzter, hochgemützter Dudelsack-Pfeifer tritt unmittelbar hinterdrein; Knaben mit Schellen-Trommeln scheinen den Mißlaut zu vermehren. Einige rückwärts blickende Soldaten aber und andere Andeutungen machen uns aufmerksam, daß nun bald das Höchste erfolgen werde.

9.

Und nun erscheint auch, auf einem übermäßig, obgleich mit großem Sinn und Geschmack verzierten Wagen, Julius Cäsar selbst, dem ein tüchtig gestalteter Jüngling auf einer

Art Standarte das Veni Vidi Vici entgegenhält. Dieses Blatt ist so gedrängt voll, daß man die nackten Kinder mit Siegeszweigen zwischen Pferden und Rädern, nur mit Angst ansieht, in der Wirklichkeit müßten sie längst zerquetscht seyn. Trefflicher war jedoch ein solches Gedränge, das für die Augen immer unfaßlich und für den Sinn verwirrend ist, bildlich nicht darzustellen.

10.

Ein zehntes Bild aber ist für uns nun von der größten Bedeutung, denn das Gefühl: der Zug sey nicht geschlossen, wandelt einen jeden an, der die neun Blätter hintereinander legt. Wir finden nicht allein den Wagen steil, sondern sogar hinter demselben durch den Rahmen abgeschnittene Figuren, das Auge verlangt einen Nachklang und wenigstens einige der Hauptgestalt nahe tretende, den Rücken deckende Gestalten.

Zu Hülfe kommt uns nun ein eigenhändiger Kupferstich, welcher mit der größten Sorgfalt gearbeitet und zu den vorzüglichsten Werken des Meisters dieser Art zu rechnen ist. Eine Schaar tritt heran männlicher, älterer und jüngerer, sämmtlich charakteristischer Personen. Daß es der Senat sey, ist keineswegs zuzugeben; der Senat wird den Triumphzug am schicklichen Ort durch eine Deputation empfangen haben, aber auch diese konnte ihm nicht weiter entgegen gehen, als nöthig war umzukehren und vorauszuschreiten, und den versammelten Vätern die Ankömmlinge vorzuführen.

Doch sey diese Untersuchung dem Alterthumsforscher vorbehalten. Nach unsrer Weise dürfen wir nur das Blatt aufmerksam betrachten, so spricht es sich wie jedes vortreffliche Kunstwerk selbst aus; da sagen wir denn geradezu, es ist der Lehrstand, der gern dem siegenden Wehrstand huldiget, weil durch diesen allein Sicherheit und Förderniß zu hoffen

ist. Den Nährstand hatte Mantegna in den Triumphzug als Tragende, Bringende, Feyernde, Preisende vertheilt, auch in der Umgebung als Zuschauer aufgestellt. Nun aber freut sich der Lehrstand den Ueberwinder zu begleiten, weil durch ihn Staat und Kultur wieder gesichert ist.

In Absicht auf Mannigfaltigkeit der Charakteristik ist das beschriebene Blatt eines der schätzbarsten die wir kennen, und Mantegna hat gewiß diesen Zug auf der hohen Schule von Padua studirt.

Voran im ersten Glied, in langen faltigen Gewändern, drey Männer, mittleren Alters, theils ernsten, theils heiteren Angesichts, wie beydes Gelehrten und Lehrern ziemt. Im zweyten Gliede zeichnet sich zunächst eine alte, colossale, behaglich-dicke, kräftige Natur aus, die hinter allem dem mächtigen Triumphgewirre sich noch ganz tüchtig hervorthut. Das bartlose Kinn läßt einen fleischigen Hals sehen, die Haare sind kurz geschnitten; höchst behaglich

hält er die Hände auf Brust und Bauch und macht sich nach allen bedeutenden Vorgängern noch immer auffallend bemerklich. Unter den Lebendigen hab' ich niemanden gesehen der ihm zu vergleichen wäre, außer Gottsched, dieser würde in ähnlichem Fall und gleicher Kleidung eben so einher geschritten seyn: er sieht vollkommen dem Pfeiler einer dogmatisch-didaktischen Anstalt gleich. Wie er ohne Bart und Hauptshaare, sind auch seine Collegen, wenn gleich behaart, doch ohne Bärte; der vorderste etwas ernster und grämlicher scheint eher dialectischen Sinn zu haben. Solcher Lehrenden sind sechs, welche in Haupt und Geist alles mit sich zu tragen scheinen; dagegen die Schüler nicht allein durch jüngere leichtere Gestalten bezeichnet sind, sondern auch dadurch, daß sie gebundene Bücher in Händen tragen, anzuzeigen, daß sie sowohl hörend als lesend sich zu unterrichten geneigt seyen.

Zwischen jene ältesten und mittleren ist ein Knabe von etwa acht Jahren eingeklemmt,

um die ersten Lehrjahre zu bezeichnen, wo das Kind sich anzuschließen geneigt ist, sich einzumischen Lust hat; es hängt ein Pennal an seiner Seite, anzudeuten, daß er auf dem Bildungswege sey, wo dem Herankömmling manches Unangenehme begegnet. Wunderlicher und anmuthig-natürlicher ist nichts zu ersinnen als dies Figürchen in solcher Lage.

Die Lehrer gehen jeder vor sich hin, die Schüler unterhalten sich untereinander.

Nun aber macht den ganzen Schluß, wie billig, das Militair, von welchem denn doch zuerst und zuletzt die Herrlichkeit des Reiches nach Außen erworben und die Sicherheit nach Innen erhalten werden muß. Diese ganze große Forderung aber befriedigt Mantegna mit ein paar Figuren; ein jüngerer Krieger, einen Oelzweig tragend, den Blick aufwärts gerichtet, läßt uns im Zweifel, ob er sich des Siegs erfreue, oder ob er sich über das Ende des Kriegs betrübe; dagegen ein alter, ganz abgelebter, in den schwersten Waffen, indem er

die Dauer des Krieges repräsentirt, überdeutlich ausspricht, dieser Triumphzug sey ihm beschwerlich und er werde sich glücklich schätzen, heute Abend irgendwo zur Ruhe zu kommen.

Der Hintergrund dieses Blatts nun, anstatt daß wir bisher meistens freie Aussichten gehabt, drängt sich, dem Menschendrang gemäß, gleichfalls zusammen; rechter Hand sehen wir einen Palast, zur Linken Thurm und Mauern, die Nähe des Stadtthors möchte damit angedeutet seyn, angezeigt daß wir uns wirklich am Ende befinden, daß nunmehr der ganze Triumphzug in die Stadt eingetreten, und innerhalb derselben beschlossen sey.

Sollten auch dieser Vermuthung die Hintergründe der vorhergehenden Blätter zu widersprechen scheinen, indem landschaftliche Aussichten, viel freye Luft, zwar auf Hügeln Tempel und Paläste, doch auch Ruinen gesehen werden; so läßt sich doch auch annehmen, daß der Künstler hiebey die verschiedenen Hügel von Rom gedacht, und sie so bebaut und so ruinen-

haft, wie er sie zu seiner Zeit gefunden, vorgestellt habe. Diese Auslegung gewinnt um so mehr Kraft, als doch wohl einmal ein Palast, ein Kerker, eine Brücke, die als Wasserleitung gelten kann, eine hohe Ehrensäule dasteht, die man denn doch auf städtischem Grund und Boden vermuthen muß.

Doch wir halten inne, weil wir sonst ins Grenzenlose geriethen, und man mit noch so viel gehäuften Worten den Werth der flüchtig beschriebenen Blätter doch nicht ausdrücken könnte.

In der Waltherischen Buchhandlung zu Dresden wird auf Ostern 1823 erscheinen:

Geschichte der bildenden Künste bey den Griechen. Von ihrem Ursprung an bis zum höchsten Flor um die Zeit Alexanders des Großen. —

Von Heinrich Meyer.

Viele Studien welche der Verfasser schon früher gemacht, sodann mit Ernst und Fleiß fortgesetzt als er Theil nahm an der Herausgabe von Winkelmanns Werken, und weiter als er beehrt wurde vor hohen Gönnern Vorlesungen über alte und neuere Kunstgeschichte zu halten, gaben die Veranlassung zu diesem Werke,

dem jene Behufs der Vorlesungen geschriebenen Aufsätze zum Grunde liegen, aber erweitert, in bessern Zusammenhang gebracht und sorgfältiger ausgeführt worden sind. Und wie der jetzt erscheinende Theil die Kunst der Alten betrachtet, während ihres allmähligen Erwachsens und durch den Zeitraum da sie in höchster Herrlichkeit glänzte bis wieder der Anfang zum Sinken eintrat; so dürfte, wenn dem Verfasser fernere Thätigkeit gegönnt ist, künftig noch ein anderer Theil folgen, der die Abnahme des Geschmacks und Kunstvermögens auf gleiche Weise aus Nachrichten und Denkmalen darlegt, bis wo im Mittelalter die eigentliche Kunst ganz erlischt, alle Bemühungen im Bilden, Malen und an Bauwerken vom Schönen und Geistreichen gänzlich entblößt, sich nur noch auf schlechte Fertigkeiten beschränken und Constantinopel im beynahe ausschließlichen Besitz derselben sich befindet.

Der Theil des Werks, dessen nächst bevorstehendes Erscheinen hier angezeigt werden soll,

besteht aus vier Abschnitten, deren erster vom Anfange der Kunst bey den Griechen handelt und von den ältesten Bemühungen um dieselbe bis etwa 800 Jahre vor Christi Geburt. Gezeigt wird: daß die bildenden Künste keineswegs aus Egypten zu den Griechen verpflanzt worden, sondern was diese leisteten ursprünglich bey ihnen entstanden sey; daß Kunsttrieb und natürliche Anlage zum Bilden unter allen Völkern sich finden. Der Verfasser berührt ferner die alleraltesten noch höchst rohen, gleichsam kindischen Versuche der Griechen im Bilden, redet vom Dädalus, dessen Zeitgenossen, ihren Werken und Erfindungen, auch von den geschehenen Fortschritten in der Kunstfertigkeit — während ungefähr fünfhundert Jahren. Einige Andeutung von vielleicht noch vorhandenen Denkmalen aus dieser frühen Zeit schließen den Abschnitt.

Im zweyten wird der alte Styl der griechischen Kunst betrachtet und die Geschichte derselben mitgetheilt, etwa von der Zeit da man

anfing nach Olympiaden zu zählen; (fast 800 J. vor Christi Geburt) bis um die sechzigste Olympiade (d. i. ungef. 540 J. v. Chr. Geb.)

Münzen, Gemmen, sehr alte Bronzen und Opferschalen mit eingestochenen Figuren und Schrift, scheinen bis gegen den Anfang dieser Epoche hinaufzureichen; eben so die ältesten der noch vorhandenen marmornen Monumente. Dann werden Nachrichten von berühmten Künstlern und Werken mitgetheilt, die Fortschritte bemerklich gemacht, welche der Erzguß erfahren, von den Arbeiten aus Marmor, Gold und Elfenbein rc. Nachweisungen gegeben; daß die Künste von den Griechen in Asien und auf den Inseln des Archipelagus eben so früh, auch mit eben so vielem Erfolg ausgeübet worden als im eigentlichen Griechenland; wie mit erworbener mehrerer Kunstfertigkeit größere Werke unternommen worden, die Künstler, ihre Kenntnisse vom Bau des menschlichen Körpers erweitert, die Proportionen verbessert und wie in den spätern Werken dieser Epoche bereits

einige der nachher weiter ausgebildeten idealen Charaktere wahrzunehmen sind, ingleichen treufleißige Nachahmung der Natur und einzelner wohlgestalter Glieder, alles dieses wird aus Monumenten unter andern auch aus den zu Aegina aufgefundenen Statuen bethätigt.

Die Malerey betreffend, enthält dieser Abschnitt die vorhandenen Nachrichten ihrer Entstehung und ersten Fortschritte, dann geschieht Meldung von bemalten Gefäßen des alten Styls und erfolgt sodann noch eine sich über die sämmtlichen Vasengemälde verbreitende Würdigung ihres Kunstverdienstes.

Der dritte Abschnitt, dem gewaltigen Styl der griechischen Kunst gewidmet, begreift die Geschichte derselben ungefähr von der sechzigsten Olympiade bis auf den Phidias, oder etwa Ol. 75. — Nähere Anzeige wie sich dieser Styl vom Alten charakteristisch unterscheidet, Künstler und Werke, einige Denkmale in Statuen und Münzen bestehend werden angeführt,

auch die Ursachen warum sich überhaupt nur weniges hierher gehörige erhalten hat.

Der vierte Abschnitt handelt vom hohen und darauf folgenden schönen Styl der griechischen Kunst. Man findet darin den Zeitraum betrachtet vom Phidias (Ol. 75.) bis auf den Lysippus, Apelles, Protogenes u. a. (etwa Ol. 120.) Nach glücklich geführten Perserkriegen erwirbt sich Athen die Oberstelle im griechischen Staatenbund und wird nun der Hauptsitz höherer Cultur und aller Künste. In der Bildnerey leistete Phidias das Höchste und Würdigste, von ihm sind vornehmlich Jupiter und Minerva unübertrefflich dargestellt worden; seine Vorgänger hatten den Götterbildern Riesengroßheit, den Ausdruck furchtbarer Gewalt und herber Strenge gegeben, Er aber veredelte sie, dämpfte den unlieblichen Ernst, das Starre, Herbe, eher Furcht als Zuneigung erweckende, durch schönere Formen, angemessenere Verhältnisse und freyere Bewegungen. Polycletus von Sicyon auf den Phi-

dias zunächst folgend milderte das Strenge im Styl noch etwas mehr. Er ist der zarten, jugendlichen Gestalt vornehmlich günstig, erfindet die für gefällige Darstellung so wichtige Regel, die Figuren immer nur auf dem einen Beine ruhen zu lassen, das andere wie frey und in Bewegung zu bilden. Er ist der berühmteste Lehrer der Proportionen im Alterthum. Die Juno wird von ihm eben so unübertrefflich in einem colossalen Bilde aus Gold und Elfenbein dargestellt als es mit dem Jupiter und mit der Minerva durch den Phidias geschehen war.

Myron thut sich durch kräftige athletische Bildungen hervor, erweitert die Kunst durch große Mannigfaltigkeit der von ihm dargestellten Gegenstände vom verschiedensten Charakter. Seine Thierfiguren machen ihn nicht weniger als die menschlichen berühmt.

Des Mycon und Onatas welche gelegentlich auch malten, des Calamis, der beyden Callon, wie auch des Hegesias wird gedacht;

beym Calamis besonders noch angemerkt wie derselbe seiner Statue der Sosandra hohe sittliche Grazie im Ausdruck, Gebärde und Faltenwurf ertheilt, überdem noch für den vortrefflichsten Bildner in Pferdefiguren gegolten.

Pythagoras aus Rhegium wetteiferte mit Myron, nützte der Kunst und förderte solche, indem der pathetische Ausdruck ihm zuerst recht lebendig und ergreifend scheint gelungen zu seyn. Ctesilaus ist durch eben diese Kunsteigenschaft berühmt geworden.

Uuter den Schülern des Phidias und des Polycletus (ihre Namen dürfen hier im Auszug wohl erspart werden), so auch unter deren ihren Schülern wurde der Styl fort und fort weicher, die Kunst neigte sich immer mehr dem zartern Schönen, dem Gefälligen entgegen, bis ungefähr Ol. 102 und später Leochares blüht, dessen Raub des Ganymedes aus noch vorhandenen alten Copien als ein überaus zierliches zartes Werk erscheint, so in Hinsicht auf Erfindung, wie in Gestalt und Anordnung.

Mit Leochares lebten Bryaxis, Timotheus und Scopas. Alle vier schmückten zusammen das berühmte Grabmal des Königs Mausolus, und des Scopas höchst zierlicher Geschmack, das lebendig Bewegte, Vollendete, Zarte, wodurch seine Werke sich vornehmlich auszeichneten, wird uns bekannt aus Copien nach der im Alterthum so sehr bewunderten Bacchantin. Auch Euphranor lebte zu derselben Zeit und man glaubt von dessen Paris ebenfalls noch eine schöne Copie zu besitzen. Endlich entfaltete sich der schöne und gefällige Styl ganz durch den Praxiteles und diesem Meister war es beschieden in der cnidischen Venus den Gipfel der Kunst zu erreichen, im Schönen, im Gefälligen und in der zarten vollendeten Behandlung des Marmors die Blume zu brechen. Es wird sehr wahrscheinlich gemacht, daß Praxiteles auf Licht und Schatten sorgfältig Rücksicht genommen, um dadurch für seine Statuen eine desto angenehmere Wirkung zu erzielen.

Lysippus, welcher unmittelbar auf den Pra-

xiteles folgte, bemühete sich zwar nicht weniger um Schönheit und Anmuth, aber um den Beschauern seiner Werke faßlicher zu werden, hielt er sich mehr zur Wohlgestalt wie sie ihm in der Natur wirklich erschien; das Fach also worin er vornehmlich glänzte war das geistreich und edel dargestellte Bildniß.

Nach dem Lysippus fing die Kunst im Fach der Bildnerey wieder an zu sinken und es werden noch einige Meister genannt, in deren Werken das Abnehmen zuerst bemerklich war.

Um die Zeit des Phidias folgte die Malerey noch den Fußtapfen der Sculptur. Mycon, Onatas, Panänus und Polygnotus waren damals hochgeachtete Meister, indessen scheint Polygnotus alle seine Zeitgenossen übertroffen zu haben. Betrachtungen über die Werke dieses Künstlers und ihre Eigenschaften, auch Einiges über die Frage: ob genannte Meister sich des Pinsels bedient und in wiefern von ihnen schon Andeutung von Licht und Schatten versucht worden? Timagoras aus Chalcis

Maler und Dichter, Demophilus von Himera und Nesēas der Thasier, auch Aglaophon oder Aristophon, jüngerer Bruder des Polygnotus scheinen etwa um die 90ste Olympiade gelebt zu haben. Während der 94sten Olympiade blühete zufolge der Nachrichten Apollodorus von Athen; durch ihn geschah der bedeutendste Schritt zur Ausbildung der Malerey, indem er zuerst Licht und Schatten richtig beobachtet und angewandt hatte. Hiermit erhielt die Malerey eine ganz andere Gestalt, wurde unabhängig und selbstständig, sonst hatte sie nur bedeutet, jetzt stellte sie wirklich dar; Erfindung und Anordnung nahmen ebenfalls einen andern Charakter an, das Colorit wurde lebhafter, die Tinten mannigfaltiger und es entstand nun die angenehme malerische Wirkung, welche man früher nicht gekannt hatte.

Zeuxis nur wenig jünger als Apollodorus, erforschte Licht und Schatten zum Behuf der Kunst noch weiter, gab den Figuren in seinen Werken bestimmte Umrisse, Formen mehr ge-

gen das Große als gegen das Gefällige und Zarte geneigt; deutete die Gemüthsregungen kaum an und bediente sich eines ernsthaften, einfachen, nur nach Erforderniß des darzustellenden Gegenstandes abwechselnden Colorits.

Die Verschiedenheit im Charakter der alten und neuern Malerey wird auseinander gesetzt.

Parrhasius benahm den Umrissen die Strenge, machte solche fließender, schwindender, besser in den Grund verschmolzen, auch war ihm das Colorit heiter und blühend gelungen. Hierauf folgte Timanthes, dessen sinnvolle Erfindungen bewundert worden sind. Die Opferung der Iphigenia von diesem Künstler gemalt scheint sich durch kraftvollen Ausdruck der Leidenschaften und richtige Abstufung derselben ausgezeichnet zu haben.

Um diese Zeit stiftete Eupompus die Sicyonische, von der Attischen und Jonischen durch Eigenthümlichkeiten, welche uns nicht

bekannt sind, sich unterscheidende Schule in der Malerey.

Für nur wenig jünger mag man den Euphranor halten, dessen Gemälde eben so hoch geschätzt waren als seine Statuen. Cydias der sich durch eine Darstellung der Argonauten berühmt gemacht und Nicias, einer der größten Meister in Licht und Schatten, pflog mit Praxiteles Freundschaft und soll an den besten Werken desselben mit geholfen haben.

Echion, Melanthius und Nicomachus besaßen ausnehmende Verdienste im Colorit, Asclepiodorus war als der vollkommenste Meister in der Haltung angesehen, Amphion in der Kunst anzuordnen und Aristides im Ausdruck der Leidenschaften, so daß die Alten von ihm sagten, er habe die Seele, das Leben selbst darzustellen gewußt.

Apelles endlich vereinigte in seinen Werken alle Vorzüge der genannten Meister und fügte als eigenthümliches Verdienst noch die lieblichste Grazie hinzu. Er wurde den vor-

züglichsten Coloristen beygezählt und seine Bilder zeichneten sich überdem noch durch Uebereinstimmung im Ganzen aus, die er ihnen, vermittelst durchsichtiger, die Farben dämpfender Lasirungen zu ertheilen wußte.

Protogenes war aller schönen Kunsteigenschaften in fast gleich hohem Grade mächtig, wie Apelles, die aus freyer, leichter Behandlung entspringende Anmuth allein ausgenommen, denn er pflegte seine Werke mit mühevollem, übermäßigem Fleiß zu vollenden.

Schicklich wird dieser Künstler mit L. da Vinci verglichen, und aus Nachrichten dargethan, daß Ol. 118. u. 119. die Zeit seiner besten Thätigkeit gewesen.

Noch geschieht des Pausias Erwähnung, der mit Verkürzungen und mächtigen Gegensätzen sich Beyfall erwarb, ingleichen des Theon, Antiphilus und anderer. Geschlossen wird mit dem Ctesilochus, einem Schüler des Apelles, welcher würdige Gegenstände in's Lächer-

liche zog und mit Spott selbst der Götter nicht schonte.

Auf solche Weise hat der Verfasser sich bemüht den Stufengang der Malerey, mit beyläufiger Bemerkung aller nach und nach in derselben gemachten Verbesserungen und Erweiterungen, dem Leser vor Augen zu legen, bis dahin, wo in der gesammten Kunst das Sinken und Abnehmen wieder zuerst spürbar wird.

Wenn im Verfolg der Aufgabe von der Herrlichkeit und reichen Fülle der griechischen Kunst im Allgemeinen soll gehandelt werden, so kommt billig die schon oft aufgeworfene Frage in Erwägung: Wie und auf welche Weise die Künste, zumal die bildenden, in Griechenland zu solcher Höhe gelangt seyen? Dann auch noch die andere Frage: Welche Grundregeln die Künstler des Alterthums befolgt und was für Zwecken sie hauptsächlich nachgestrebt? Die bekanntesten in dieser Angelegenheit gehegten Meinungen werden angegeben und geprüft.

Hierauf folgt eine Uebersicht des fröhlich blühenden Kunstbetriebs in allen von Griechen bewohnten Ländern, nebst Anzeige der Kunstwerke, die daselbst an vielen Orten in reichem Ueberfluß, an einigen sogar zahllos aufgehäuft vorhanden waren. Bemerkt wird ferner, daß wiewohl wir noch eine Menge verdienstlicher alten Kunstwerke besitzen, manche sogar von guter Zeit und von einer noch größern Zahl Nachrichten haben, dieser Besitz und Nachrichten doch dem wirklich einst vorhanden gewesenen Ganzen vorüber nur Stückwerk sind; fast alle Statuen und Gemälde, worauf sich die Nachrichten beziehen, waren dem öffentlichen Leben der Alten und dem Dienst der Götter gewidmet, aber die Kunst hatte alles verschönt, geziert, durchdrungen, guter Geschmack und bildender Geist walteten überall, selbst in den geringsten häuslichen Geräthschaften, wie uns alles aus den Ruinen von Herkulanum und Pompeji hervorgezogene deutlich beweiset.

Den Leser besser zu verständigen, welchen die Mannigfaltigkeit der abgehandelten Gegenstände das Bild vom Gange der Kunst vielleicht nicht klar genug hatte auffassen lassen, fand der Verfasser gut, noch einmal kurz und gedrängt zu wiederhohlen, wie der alte Styl beschaffen war und welche Mängel demselben anklebten, wie Kunst und Sinn, aus dieser Enge sich befreyend, zu treuerer Naturnachahmung und zum mächtigen Styl überging, unmittelbar nach den Perserkriegen durch den Phidias sich der hohe entwickelte, der sodann in mannigfaltiger Stufenfolge von Milderung und Verfeinerung zum schönen sich ausbildete, der, hinsichtlich auf Sculptur, in den Werken des Scopas, des Praxiteles und des Lysippus am herrlichsten erschienen war, indessen die Malerey durch den Apelles und Protogenes ihre letzte Vollendung erhalten hatte.

Es folgt nun die umständliche Anzeige der noch wirklich vorhandenen zuverlässigsten Denkmale des hohen Styls, des schönen und des

Ueberganges vom einen zum andern. Erstlich die größern von Marmor und Erz, an kleinere Bronzen wird nur überhaupt erinnert und sie den Forschern und Verehrern des Alterthums zur Betrachtung und selbsteignen Beurtheilung empfohlen, von geschnittenen Steinen werden nur ein Paar genannt, welche wahrscheinlich hierher gehören; von den Münzen hingegen ausführlicher geredet und viele derselben angeführt, theils weil die Zeit der Entstehung von Vielen mit Sicherheit bestimmt werden kann, theils weil der künstlerische Werth der Arbeit an manchen Münzen von entschieden großem Gehalt ist.

Malereyen waren nicht anzuführen, nur werden ein Paar Vasengemälde erwähnt, welche wahrscheinlich flüchtige Nachbildungen von Bildern des Aristides und des Philoxenus seyn dürften.

Hemsterhuis = Galizinische Gemmen-Sammlung.

Den Freunden meiner literarischen Thätigkeit ist der II. Abtheilung 5. Theil aus meinem Leben bekannt genug; sie wissen daß ich nach überstandenem traurigen Feldzug von 1792 eine frohere Rheinfahrt unternommen, um einen lange schuldigen Besuch bey Freunden zu Pempelfort, Duisburg und Münster abzustatten; wie ich denn auch nicht verfehlte ausführlich zu erzählen daß ich mich, zu gewünschter Erheiterung, überall einer guten Aufnahme zu erfreuen hatte. Von dem Aufenthalte zu Münster berichtete ich umständlich und machte besonders bemerklich wie eine

von Hemsterhuis hinterlassene Gemmensammlung den geistig-ästhetischen Mittelpunct verlieh, um welchen sich Freunde, übrigens im Denken und Empfinden nicht ganz übereinstimmend, mehrere Tage gern vereinten.

Aus jenem Erzählten geht gleichfalls hervor, wie gedachte Sammlung beym Abschied mir liebevoll aufgedrungen worden, wie ich sie, durch Ordnung gesichert, mehrere Jahre treulich aufbewahrte und in dem Studium dieses bedeutenden Kunstfachs die weimarischen Freunde entschieden förderte; daraus entstand sodann der Aufsatz, welcher vor der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung des Januars 1807 als Programm seine Stelle nahm, worin die einzelnen Steine betrachtet, beschrieben und gewürdigt, nebst einigen beygefügten Abbildungen zu finden sind.

Da die Besitzerin diesen Schatz verkäuflich abzulassen und das Erlös'te zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden geneigt war, suchte ich eine Uebereinkunft deßhalb mit Herzog Ernst

von Gotha zu vermitteln. Dieser Kenner und Liebhaber alles Schönen und Merkwürdigen, reich genug seine edle Neigung ungehindert zu befriedigen, war aufs Höchste versucht sich unsere Sammlung anzueignen; doch da ich zuletzt seine schwankenden Entschließungen zu Gunsten des Ankaufs entschieden glaubte, überraschte er mich mit einer Erklärung folgenden Inhalts:

„So lebhaft er auch den Besitz der vorliegenden, von ihm als köstlich anerkannten Gemmen wünsche, so hindere ihn doch daran, nicht etwa ein innerer Zweifel, sondern vielmehr ein äußerer Umstand; ihm sey keine Freude etwas für sich allein zu besitzen, er theile gern den Genuß mit andern, der ihm aber sehr oft verkümmert werde. Es gebe Menschen die ihre tiefblickende Kennerschaft dadurch zu beweisen suchen, daß sie an der Echtheit irgend eines vorgelegten Kunstwerks zu zweifeln scheinen und solche verdächtig machen. Um sich nun derglei-

chen nicht wiederhohlt auszusetzen, entsage er lieber dem wünschenswerthen Vergnügen."

Wir enthalten uns nicht bey dieser Gelegenheit noch folgendes hinzuzusetzen: es ist wirklich ärgerlich mit Zweifeln das Vorzüglichste aufgenommen zu sehen, denn der Zweifelnde überhebt sich des Beweises, wohl aber verlangt er ihn von dem Bejahenden. Worauf beruht denn aber in solchen Fällen der Beweis anders als auf einem innern Gefühl, begünstigt durch ein geübtes Auge das gewisse Kennzeichen gewahr zu werden vermag, auf geprüfter Wahrscheinlichkeit historischer Forderungen und auf gar manchem andern, wodurch wir, alles zusammen genommen, uns doch nur selbst, nicht aber einen andern überzeugen.

Nun aber findet die Zweifelsucht kein reicheres Feld sich zu ergehen als gerade bey geschnittenen Steinen; bald heißt es eine alte, bald eine moderne Copie, eine Wiederholung, eine Nachahmung; bald erregt der Stein Verdacht, bald eine Inschrift, die von besonderem

Werth seyn sollte, und so ist es gefährlicher sich auf Gemmen einzulassen, als auf antike Münzen, obgleich auch hier eine große Umsicht gefordert wird, wenn es zum Beyspiel gewisse Paduanische Nachahmungen von den ächten Originalen zu unterscheiden gilt.

Die Vorsteher der Königl. französischen Münzsammlung haben längst bemerkt, daß Privatkabinette, aus der Provinz nach Paris gebracht, gar vieles Falsche enthalten, weil die Besitzer in einem beschränkten Kreise das Auge nicht genugsam üben konnten und mehr nach Neigung und Vorurtheil bey ihrem Geschäft verfahren. Besehen wir aber zum Schluß die Sache genau, so gilt dies von allen Sammlungen, und jeder Besitzer wird gern gestehen, daß er manches Lehrgeld gegeben bis ihm die Augen aufgegangen.

Jedoch wir kehren in Hoffnung dieses Abschweifen werde verziehen seyn, zu unserm eigentlichen Vortrage wieder zurück.

Jener Schatz blieb noch einige Jahre in meinen Händen, bis er wieder an die fürstliche Freundinn und zuletzt an den Grafen Christian Leopold von Stollberg gelangte, nach dessen Hinscheiden ich den Wunsch nicht unterdrücken konnte zu erfahren, wo nunmehr das theure, so genau geprüfte Pfand befindlich sey? wie ich mich denn auch hierüber an gedachtem Orte andringlich vernehmen ließ.

Diesen Wunsch einer Aufklärung werth zu achten hat man höchsten Orts gewürdigt und mir zu erkennen gegeben, daß gedachte Sammlung unzertrennt unter den Schätzen Ihro Majestät des Königs der Niederlande einen vorzüglichen Platz einnehme; welche nachrichtliche Beruhigung ich mit dem lebhaftesten Danke zu erkennen habe, und es für ein Glück achte gewiß zu seyn, daß so vortreffliche Einzelnheiten von anerkanntem Werth mit Kenntniß, Glück und Aufwand zusammengebracht, nicht zerstreut, sondern auch für die Zukunft beysammen gehalten werden. Vielleicht befinden sie

sich noch in demselbigen Kästchen, in welche ich sie vor so viel Jahren zusammengestellt. Da man bey einem langen Leben so vieles zersplittert und zerstört sieht, so ist es ein höchst angenehmes Gefühl zu erfahren, daß ein Gegenstand der uns lieb und werth gewesen sich auch einer ehrenvollen Dauer zu erfreuen habe.

Mögen diese Kunstedelsteine den höchsten einsichtigen Besitzern und allen echten Freunden schöner Kunst immerfort zur Freude und Belehrung gereichen; wozu vielleicht eine französische Uebersetzung jenes Neujahrs-Programms der allgemeinen Jenaischen Literaturzeitung, mit beygefügten charakteristischen Umrissen, nicht wenig beytragen und ein angenehmes Geschenk für alle diejenigen seyn würde, welche sich in diesen Regionen mit Ernst und Liebe zu ergehen geneigt sind, worauf hinzudeuten ich mir zur dankbaren Pflicht mache.

Notizen.

In dem Jahre 1805 übersetzte ich Rameau's Neffen von Diderot aus dem Manuscript, welches der Verleger zurücknahm in Absicht das Original, wenn erst das Publicum durch die Uebersetzung aufmerksam geworden, gleichfalls abdrucken zu lassen. Die Invasion der Franzosen im folgenden Jahre, der dadurch aufgeregte leidenschaftliche Haß gegen dieselbe und ihre Sprache, die lange Dauer einer traurigen Epoche verhinderten das Vorhaben, welches bis auf den heutigen Tag noch nicht ausgeführt worden.

Als man aber im Jahre 1818 die sämmtlichen Werke Diderots an die Sammlung französischer Prosaisten anzuschließen gedachte und deshalb eine vorläufige Anzeige herausgab, erwähnte man auch dieses verborgenen Manuscripts, welches nur durch eine deutsche Ueber-

setzung bekannt sey, nach welcher man den Inhalt dieses wunderlichen Werkes umständlich anzeigte und zugleich einige Stellen nicht unglücklich wieder ins Französische übertrug. Man wollte zwar den Dialog nicht als ein Meisterwerk gelten lassen, fand ihn aber doch der originalen Feder Diderots würdig, welches wohl eben so viel heißen will.

Die Sache kam noch einigemal in Anregung, aber ohne weitern Erfolg; endlich erschien im Jahr 1821 in Paris: Le Neveu de Rameau dialogue, ouvrage posthume et inédit par Diderot und machte wie billig sehr großes Aufsehen. Man hielt es eine Zeitlang für das Original, bis endlich die humoristische Schelmerey einer Zurückübersetzung entdeckt ward.

Ich habe bis jetzt noch keine Vergleichung anstellen können; pariser Freunde jedoch, welche die Veranlassung gaben und den Unternehmer Schritt für Schritt begleiteten, versichern daß die Arbeit wohl gerathen sey und noch

besser ausgefallen seyn würde, wenn der junge talentreiche, feurige Uebersetzer sich noch näher ans Deutsche gehalten hätte.

Ob der Name des werthen Mannes schon bekannt sey, wüßte ich nicht zu sagen, auch halte ich mich nicht berechtigt ihn zu nennen, obwohl er sich mir durch freundliche Zuschrift eines Exemplars gleich nach Erscheinung des Werkchens entdeckt hatte.

Toutinameh, übersetzt von Professor Iken, mit Anmerkungen und Zugaben von Professor Kosegarten.

Es wird mit Recht das Papageyen-Buch genannt, denn der Papagey spielt die Hauptperson, und zwar folgendermaßen: eine schöne junge Frau, in Abwesenheit ihres Gemahls, verliebt sich in einen von ohngefähr erblickten Fremden; durch eine Zwischenperson wird aus-

gemacht, es sey weniger gefährlich ihn zu suchen, als ihn zu sich einzuladen. Nun putzt sie sich auf das schönste, will aber doch den Schritt nicht ganz auf ihre Gefahr thun und fragt, bey einbrechender Nacht, den dämonisch-weisen Haus-Papageyen um Rath, welcher die List erdenkt durch interessante, aber weitläufig ausgesponnene Erzählungen die Liebeskranke bis zum Morgen hinzuhalten. Dies wiederholt sich alle Nacht, und man erkennt hieran die Favoritform der Orientalen, wodurch sie ihre gränzenlosen Mährchen in eine Art von Zusammenhang zu bringen suchten.

Wir unterscheiden nunmehr gleich ein älteres Toutinameh, von einem Dichter Sijai eddîn Nechschebi, im Jahr Christi 1329 vollendet, der darin ältere Erzählungen, indischen Ursprungs, bearbeitet hatte; hievon giebt uns Professor Kosegarten im Anhange genugsame Kenntniß.

Die neuere Behandlung durch Muhamed Kaderi, das von Hr. Iken übersetzte Werk,

fällt wahrscheinlich in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Höchst interessant ist es daher dasjenige, was uns aus dem Alten mitgetheilt wird mit dem Neuen zu vergleichen; jenes hat große Fülle, ächt orientalisch-poetische Vorstellungsarten, die Erzählung ist ausführlich bis zur Weitläufigkeit, die unerläßliche Wiederholung durchgängig abwechselnd und vermannigfaltigt, wir finden die ächten Eigenschaften einer wohl durchdachten originellen Behandlung.

Die neuere zeigt dagegen daß die östlichen Völker in zweyhundert Jahren viel prosaischer geworden und sich schon mit einem bloßen Auszug, mit dem nackten Stoff, dem mährchenhaften, von allem Schmuck entblößten Gerippe, begnügen mochten. Indessen ist es wohl denkbar daß diese Behandlungsweise dem Westländer fürs erste mehr zusage als die ältere mit allen großen Vorzügen.

Daher wissen wir Herrn Iken vielen Dank daß er dieses Werk vorläufig in die deutsche

Literatur eingeführt, Interesse dafür erregt und unsern jüngern talentvollen Schriftstellern Gelegenheit gegeben, sich an manchen bisher unbekannten Geschichten nach eigener Weise hervorzuthun und einiges ganz Vortreffliche auf deutschen Grund und Boden zu verpflanzen, welches denn zunächst den Almanachen und Taschenbüchern frischen Succurs zuführen könnte.

Nun aber enthalten wir uns zum Schluß kaum einer motivirtern Belobung des ältern Toutinameh, und bemerken, daß eben die Fülle, Weitläufigkeit, Umständlichkeit zu der Anlage des Ganzen höchst nothwendig sey: denn wer eine leidenschaftlich Entzündete bey Einbruch der Nacht von dem Weg zu ihrem Liebhaber abhalten will, der muß nicht allein wohl ersonnene, bedeutende, gehaltreiche Mährchen bereit halten, sondern er muß auch in der Ausführung so reich, exuberant, reizend und anregend seyn, daß die Einbildungskraft vor solcher Kraft staunend nicht wüßte wohin sie sich wenden, wie sie alles fassen solle. Wie uns ja eine

schöne Person, herrlich geschmückt, noch schöner vorkommt und wir zwischen Gestalt und Hülle schwankend hin und her gezogen werden.

Und so giebt das alte Werk, obgleich nur in Prosa geschrieben, vielleicht mehr als ein anderes den vollen Begriff des orientalischen Reichthums. Mit jeder Zeile wird man über die ganze Welt geführt, durch Gleichnisse und Tropen, durch An- und Ueberhäufung verwandter Gegenstände. Das Meer, das zum Geburtstag eines Königssohns geladen, mit allen seinen Schätzen und Herrlichkeiten anlangt, überfüllt die beweglichste Einbildungskraft.

Wie zierlich vermannigfaltigt der Autor jedesmal den Anfang einer Erzählung, wo er, um zu sagen daß es Nacht geworden sey, die lieblichsten Gleichnisse vorzutragen weiß; wir durchlaufen immer von neuem den ganzen Himmelsbogen, um hier die untergehende Sonne, dort den aufsteigenden Mond in frischer Gestalt zu begrüßen. Möge dieses Buch als genußreiche Vorbereitung bald in jedermans Händen

seyn und Herr Professor Kosegarten uns bald möglichst die gedachte ältere Bearbeitung ganz übersetzt geben, wornach uns die drey mitgetheilten Mährchen und Erzählungen große Begierde eingeflößt haben.

Meine frühere Vorliebe für eigenthümliche Volksgesänge hat späterhin nicht abgenommen, vielmehr ist sie durch reiche Mittheilungen von vielen Seiten her nur gesteigert worden.

Besonders erhielt ich von Osten, theils einzeln, theils in Massen, dergleichen Lieder verschiedener Völkerschaften; die Gesänge reichen vom Olympus bis ans baltische Meer und von dieser Linie immer landeinwärts gegen Nordosten.

Die Unentschlossenheit aber zu irgend einer Herausgabe derselben mag theils daher abzuleiten seyn, daß mich gar mannigfaltiges Inter-

esse hin- und wiederzog, aber eigentlich ist folgendem Umstand die Schuld beyzumessen.

Alle wahre National-Gedichte durchlaufen einen kleinen Kreis, in welchem sie immer abgeschlossen wiederkehren; deshalb werden sie in Massen monoton, indem sie immer nur einen und denselben beschränkten Zustand ausdrücken.

Man sehe die sechs oben mitgetheilten neugriechischen; man wird die kräftigen Contraste zwischen tüchtigem Freysinn in der Wildniß und einer, zwar geordneten, aber doch immer unzulänglichen barbarischen Uebergewalt bewundern. Allein vielleicht würde man mit einem Dutzend oder anderthalben den widerspenstigen Charakter schon ganz dargestellt haben und auf Wiederholungen treffen, wie uns denn selbst begegnet, daß wir, wie in unsern Volksliedern auch vorkommt, auf mehr oder weniger glückliche Variationen desselben Thema's, auf zusammengeschmolzene fremdartige Fragmente und dergleichen schon öfters stoßen mußten.

Merkwürdig bleibt es jedoch wie sehr die einzelnen oben angedeuteten Völkerschaften sich wirklich untereinander in ihren Liedern entschieden auszeichnen; welchen Charakter wir nicht im Allgemeinen aussprechen, sondern lieber nach und nach in den folgenden Heften durch Beyspiele vorführen wollen.

Indem uns nun zu diesem Zweck von allen Seiten Beyträge höchst willkommen seyn werden, so ersuchen wir schließlich den Freund, der uns im Sommer 1815 zu Wiesbaden neugriechische Lieder im Original und glücklich übersetzt vorlegte, einen baldigen Abdruck, der uns aber nicht vorgekommen, zusagend, sich mit uns hierüber zu verständigen und zu der ausgesprochenen löblichen Absicht mitzuwirken.

Ansichten, Risse und einzelne Theile des Doms zu Köln, mit Ergänzungen nach dem Entwurf des Meisters. Nebst Untersuchungen über die alte kirchliche Baukunst und vergleichenden Tafeln der vorzüglichsten Denkmale von Sulpitz Boisseree. Stuttgard auf Kosten des Verfassers und der J. G. Cottaischen Buchhandlung 1821, im größten Folioformat.

Schon seit mehreren Jahren sah das kunstliebende Publicum diesem Werk mit Verlangen entgegen, nun liegen sechs Probeblätter vor uns, welche den keineswegs geringen Erwartungen, die man zu hegen sich befugt glaubte, vollkommen entsprechen. In der That sind alle diese Blätter mit großer Sorgfalt und achtungswürdiger Kunst gezeichnet, auch mit nicht geringerer Kunst und Sorgfalt im Kupferstich ausgeführt. Der Inhalt ist folgender:

Erstes Blatt enthält nebst dem Titel, als große Anfangs-Vignette, den Prospect der

Stadt Cöln und des an derselben herströmenden mächtigen Rheins, von Schinkel gezeichnet und von Haldenwang und Schnell trefflich gestochen.

Zweytes. Der genaue Plan des ganzen Domgebäudes, von Schauß gezeichnet und von Wolf gestochen.

Drittes. Aeußere Seitenansicht des ganzen Domgebäudes nach alten Originalentwürfen ergänzt und so dargestellt als ob alles fertig geworden wäre. Gezeichnet von Fuchs und gestochen von Dutenhofer. Man muß die Kunst an diesem Hauptblatt loben und den Fleiß der beyden Künstler bewundern.

Viertes. Querdurchschnitt der Kirche, welcher dem Beschauer die Ansicht des Chors gewährt. Zeichner und Kupferstecher des vorigen Blatts haben auch hier mit demselben lobenswürdigen Erfolge gearbeitet.

Fünftes, enthält die Abbildung eines der Kirchenfenster mit bunter Glasmalerei geziert, nach seiner ganzen Höhe und Gestalt vollständig

und noch von sieben andern dergleichen Fenstern die obere Hälfte; alle mit einer großen Mannigfaltigkeit verschiedener Ornamente dieser Art geschmückt, sehr sauber illuminirt.

Das sechste endlich enthält architektonisches Detail, nämlich Säulenknäufe, Bündelpfeiler, Basen derselben und dergl. mehr. Es giebt weder an sauberm Stich von Sellier, noch an schöner sorgfältiger Zeichnung von Angelo Quaglio keinem der übrigen Blätter etwas nach.

Zu wünschen und zu hoffen ist nun daß ein theilnehmendes Publicum die vieljährige, kaum zu schildernde Bemühung des Unternehmers reichlich belohne.

Wiederholte Entschuldigung und Bitte, wegen unbeantworteter Briefe und mannigfaltiger Anträge auf Literatur bezüglich muß ich hier nothwendig anbringen.

Gerade zu vorstehenden Einzelnheiten bin ich durch gefällige Mittheilungen veranlaßt wor-

den und kann, nach meiner früheren Aeußerung, gar wohl auf eben diese Weise fortfahren zum Vergnügen und Nutzen meiner Gönner und Freunde mit Heiterkeit beyzutragen, wie es der Geist und die Gelegenheit giebt.

Was Theilnahme an literarischen Unternehmungen betrifft, bitte ich zu bedenken, wie unmöglich es mir sey, darauf einzugehen; meine höchste Pflicht ist nun meine Thätigkeit immer mehr ins Innere zu ziehen, mich mit geprüften, vieljährigen, gleichgesinnten Freunden immer enger zu verbinden, mit ihnen Gegenwärtiges zu arbeiten, das Vergangene nachzuholen, das Künftige vorzubereiten. Hierzu ermahnt ein nach dem andern herantretendes Jahr immer strenger und strenger. Möge das was noch zu leisten ist überall mit Wohlwollen empfangen werden.

Cellini sagt, wenn ein Mann der glaubt etwas geleistet und ein bedeutendes Leben ge-

führt zu haben, im vierzigsten Jahre steht, so soll er seine Lebensbeschreibung beginnen, die ereignißvolle Zeit seiner Jugend treulich aufzeichnen und in der Folge weiter fortfahren.

Cellini hat ganz recht: denn es ist keine Frage daß uns die Fülle der Erinnerung, womit wir jene ersten Zeiten zu betrachten haben, nach und nach erlischt, daß die anmuthige Sinnlichkeit verschwindet und ein gebildeter Verstand durch seine Deutlichkeit jene Anmuth nicht ersetzen kann.

Hiebey ist aber noch ein bedeutender Umstand wohl zu beachten: wir müssen eigentlich noch nah genug an unsern Irrthümern und Fehlern stehn, um sie liebenswürdig und in dem Grade reizend zu finden, daß wir uns lebhaft damit abgeben, jene Zustände wieder in uns hervorrufen, unsere Mängel mit Nachsicht betrachten und mancher Fehler uns nicht schämen mögen. Rücken wir weiter ins Leben hinein, so gewinnt das alles ein anderes Ansehn und man kommt zuletzt beynahe in den Fall, wie

jener Geometer nach Endigung eines Theaterstücks auszurufen: was soll denn das aber beweisen?

Wie man sich denn aber aus jeder gegründeten oder grundlosen hypochondrischen Ansicht nur durch Thätigkeit retten kann, so muß man den Antheil an der Vergangenheit wieder in sich heraufrufen und sich wieder dahin stellen wo man noch hofft ein Mangel lasse sich ausfüllen, Fehler vermeiden, Uebereilung sey zu bändigen und Versäumtes nachzuholen.

Was wir zu diesem Zwecke versucht und vorgearbeitet, um ihn sicherer zu erreichen, was hiebey ein junger Zögling geleistet, davon gebe Nachstehendes nähere Kenntniß.

Mehr als einmal während meiner Lebenszeit stellte ich mir die dreyßig niedlichen Bände der Lessingischen Werke vor Augen, bedauerte den Trefflichen, daß er nur die Ausgabe des ersten erlebt, und freute mich des treuergebenen

Bruders, der seine Anhänglichkeit an den Abgeschiedenen nicht deutlicher aussprechen konnte, als daß er, selbstthätiger Literator, die hinterlassenen Werke, Schriften, auch die kleineren Erzeugnisse und was sonst das Andenken des einzigen Mannes vollständig zu erhalten geschickt war, unermüdet sammelte und unausgesetzt zum Druck beförderte.

In solchem Falle ist dem Menschen wohl erlaubt, der einer ähnlichen Lage sich bewußt ist, auf sich selbst zurückzukehren und eine Vergleichung anzustellen, was ihm gelungen oder mißlungen sey; was von ihm und für ihn geschehen und was ihm allenfalls zu thun noch obliege.

Und so hab' ich mich denn einer besondern Gunst des leitenden Geistes zu erfreuen, ich sehe zwanzig Bände, ästhetischer Arbeiten in geregelter Folge vor mir stehen, so manchen anderen der sich unmittelbar anschließt, mehrere sodann gewissermaßen im Widerspruch mit dem poetischen Wirken, so daß ich den Vorwurf

zerstreuter und zerstückelter Thätigkeit befürchten müßte, wenn derjenige getadelt werden könnte, der, dem eigenen Triebe seines Geistes folgend, zugleich aber auch durch die Forderung der Welt angeregt, sich bald hie bald da versuchte und die Zeit die man einem jeden auszuruhen vergönnt, mit vermannigfaltigtem Bestreben auszufüllen wußte.

Das Uebel freylich, das daher entstand, war, daß bedeutende Vorsätze nicht einmal angetreten, manch löbliches Unternehmen im Stocken gelassen wurde. Ich enthielt mich Manches auszuführen, weil ich bey gesteigerter Bildung das Bessere zu leisten hoffte, benutzte manches Gesammelte nicht, weil ich es vollständiger wünschte, zog keine Resultate aus dem Vorliegenden, weil ich übereilten Ausspruch fürchtete.

Uebersah ich nun öfters die große Masse, die vor mir lag, gewahrte ich das Gedruckte, theils geordnet, theils ungeordnet, theils geschlossen, theils Abschluß erwartend, betrach-

tete ich wie es unmöglich sey, in späteren Jahren alle die Fäden wieder aufzunehmen, die man in früherer Zeit hatte fallen lassen, oder wohl gar solche wieder anzuknüpfen, von denen das Ende verschwunden war, so fühlte ich mich in wehmüthige Verworrenheit versetzt, aus der ich mich, einzelne Versuche nicht abschwörend, auf eine durchgreifende Weise zu retten unternahm. Die Hauptsache war eine Sonderung aller der bey mir ziemlich ordentlich gehaltenen Fächer, die mich mehr oder weniger früher oder später beschäftigten; eine reinliche ordnungsgemäße Zusammenstellung aller Papiere, besonders solcher, die sich auf mein schriftstellerisches Leben beziehen, wobey nichts vernachlässigt noch unwürdig geachtet werden sollte.

Dieses Geschäft ist nun vollbracht; ein junger, frischer in Bibliotheks- und Archivsgeschäften wohlbewanderter Mann hat es diesen Sommer über dergestalt geleistet, daß nicht allein Gedrucktes und Ungedrucktes, Ge-

sammeltes und Zerstreutes vollkommen geordnet beysammen steht, sondern auch die Tagebücher, eingegangene und abgesendete Briefe in einem Archiv beschlossen sind, worüber nicht weniger ein Verzeichniß, nach allgemeinen und besondern Rubriken, Buchstaben und Nummern aller Art gefertigt, vor mir liegt, so daß mir sowohl jede vorzunehmende Arbeit höchst erleichtert, als auch denen Freunden, die sich meines Nachlasses annehmen möchten, zum Besten in die Hände gearbeitet ist.

Den näheren ausführlichern Inhalt jenes bibliothekarisch-archivarischen Verzeichnisses lege ich nach und nach in diesen Heften vor, wobey ich manche an mich gelangte besondere Anfrage zu erwiedern gedenke; was ich aber größeres sogleich nach jener Leistung zu unternehmen gedrungen war, sagt nachstehender Aufsatz umständlicher.

So oft ich mich entschloß, den Wünschen naher und ferner Freunde gemäß, über einige

meiner Gedichte irgend einen Aufschluß, von Lebensereignissen auslangende Rechenschaft zu geben, sah ich mich immer genöthigt in Zeiten zurückzugehen, die mir selbst nicht mehr klar vor der Seele standen und mich deshalb manchen Vorarbeiten zu unterziehen, von denen kaum ein erwünschtes Resultat zu hoffen war. Ich habe es demohngeachtet einigemal gewagt und man ist nicht ganz unzufrieden mit dem Versuch gewesen.

Dieses freundliche Ansinnen dauert nun immer fort, indessen andere liebe Theilnehmende versichern, daß sie mehr würden befriedigt seyn, wenn ich in einer Folge, sowohl Arbeiten als Lebensereignisse, wie früher geschehen darbringen wollte und künftig nicht, wie ich bisher manchmal gethan, treue Bekenntnisse sprungweis mittheilte. Auch hierüber scheint mir gerade bey dieser Gelegenheit eine nähere Erklärung nöthig.

Schon im Jahr 1819 als ich die Inhalts-Folge meiner sämmtlichen Schriften summarisch

vorlegen wollte, sah ich mich zu tiefer eingreifender Betrachtung gedrungen und ich bearbeitete einen zwar lakonischen doch immer hinreichenden Entwurf meiner Lebensereignisse und der daraus hervorgegangenen schriftstellerischen Arbeiten bis auf gedachtes Jahr; sonderte sodann was sich auf Autorschaft bezieht und so entstand das nackte chronologische Verzeichniß am Ende des zwanzigsten Bandes.

Seit gedachtem Jahre habe ich von Zeit zu Zeit in ruhigen Stunden fortgefahren sinnige Blicke ins vergangene Leben zu werfen und die nächste Zeit auf gleiche Weise zu schematisiren, wozu mir denn ausführlichere Tagebücher erwünscht und hülfreich erschienen; nun liegen nicht allein diese, sondern so viel andere Documente, nach vollbrachter archivarischer Ordnung, aufs klärste vor Augen und ich finde mich gereizt jenen Auszug aus meiner ganzen Lebensgeschichte dergestalt auszuarbeiten, daß er das Verlangen meiner Freunde vorläufig befriedige und den Wunsch nach fernerer Ausführung wenigstens gewisser Theile lebhaft

errege, woraus denn der Vortheil entspringt, daß ich die gerade jedesmal mir zusagende Epoche vollständig bearbeiten kann und der Leser doch einen Faden hat, woran er sich durch die Lücken folgerecht durchhelfen möge.

Denn mich wegen einer theilweisen Behandlung zu rechtfertigen, darf ich mich nur auf einen jeden selbst berufen und er wird mir gestehen, daß, wenn er sein eigenes Leben überdenkt, ihm gewisse Ereignisse lebhaft entgegen treten, andere hingegen vor- und nachzeitige in den Schatten zurück weichen, daß, wenn jene sich leuchtend aufdrängen, diese selbst mit Bemühung kaum aus den Fluten der Lethe wieder hervorzuheben sind.

Es soll also vorerst meine anhaltende Arbeit seyn, eine solche Bemühung in sofern sie begonnen ist fortzusetzen, in sofern ich sie skelettartig finde mit Fleisch und Gewand zu bekleiden und so weit zu führen, daß man sie nicht blos sich zu unterrichten, sondern auch sich zu vergnügen lesen möge.

Der fünfte May.

Ode

von Alexander Manzoni.

Er war — und, wie, bewegungslos,
Nach letztem Hauche-Seufzer,
Die Hülle lag, uneingedenk,
Verwaist von solchem Geiste;
So tief getroffen, starr erstaunt
Die Erde steht der Botschaft.

Stumm, sinnend nach der letztesten
Stunde des Schreckensmannes,
Sie wüſste nicht ob solcherley
Fuſstapfen Menschenfuſses
Nochmals den blutgefärbten Staub
Zu stempeln sich erkühnten.

Ihn wetterstrahlend auf dem Thron
Erblickte die Muse schweigend,
Sodann, im Wechsel immerfort
Ihn fallen, steigen, liegen;
Zu tausend Stimmen Klang und Ruf
Vermischte sie nicht die Ihre.

Jungfräulich, keiner Schmeicheley
Noch frevler Schmähung schuldig,
Erhebt sie sich plötzlich aufgeregt,
Da solche Strahlen schwinden,
Die Urne kränzend mit Gesang
Der wohl nicht sterben möchte.

Zu Pyramiden von Alpen her,
Vom Manzanar zum Rheine,
Des sichern Blitzes Wetterschlag
Aus leuchtenden Donnerwolken,
Er traf von Scylla zum Tanais,
Von einem zum andern Meere.

Mit wahrem Ruhm? — Die künft'ge Welt
Entscheide dies! Wir beugen uns,
Die Stirne tief, dem Mächtigsten,
Erschaffenden, der sich einmal
Von allgewalt'ger Geisteskraft
Gränzlose Spur beliebte.

Das stürmische, doch bebende
Erfreun an grofsen Planen,
Die Angst des Herzens das ungezähmt,
Dienend nach dem Reiche gelüstet
Und es erlangt, zum höchsten Lohn,
Den's thörig war zu hoffen.

Das ward ihm all: der Ehrenruhm
Vergröfsert nach Gefahren,
Sodann die Flucht, und wieder Sieg,
Kaiserpalast, Verbannung;
Zweymal zum Staub zurückgedrängt
Und zweymal auf dem Altar.

Er trat hervor: gespaltne Welt
Bewaffnet gegen einander,
Ergeben wandte sich zu ihm
Als lauschten sie dem Schicksal;
Gebietend Schweigen, Schiedesmann
Setzt' er sich mitten inne.

Verschwand! — Die Tage Müssiggangs
Verschlossen im engen Raume
Zeugen von gränzenlosem Neid
Und tiefem frommen Gefühle,
Von unauslöschlichem Hafs zugleich
Und unbezwungener Liebe.

Wie über's Haupt Schiffbrüchigem
Die Welle sich wälzt und lastet,
Die Welle die den Armen erst
Emporhob, vorwärts rollte,
Dafs er entfernte Gegenden
Umsonst zuletzt erblickte.

So ward's dem Geist, der wogenhaft
Hinauf stieg in der Erinn'rung.
Ach! wie so oft den Künftigen
Wollt' er sich selbst erzählen,
Und kraftlos auf das ewige Blatt
Sank die ermüdete Hand hin.

O! wie so oft beym schweigsamen
Sterben des Tags, des leeren,
Gesenkt den blitzenden Augenstrahl,
Die Arme übergefaltet,
Stand er, von Tagen vergangnen
Bestürmt ihn die Erinn'rung.

Da schaut er die beweglichen
Zelten, durchwimmelte Thäler,
Das Wetterleuchten der Waffen zu Fuſs,
Die Welle reitender Männer,
Die aufgeregteste Herrscherschaft
Und das allerschnellste Gehorchen.

Ach! bey so schrecklichem Schmerzgefühl
Sank ihm der entathmete Busen,
Und er verzweifelte! — Nein, die Kraft
Der ewigen Hand von oben
In Lüfte leichter athembar
Liebherzig trug ihn hinüber.

Und leitet ihn auf blühende
Fuſspfade die hoffnungsreichen,
Zu ewigen Feldern, zum höchsten Lohn
Der alle Begierden beschämet;
Er sieht, wie auf Schweigen und Finsterniſs,
Auf den Ruhm den er durchdrungen.

Schönste, unsterblich wohlthätige
Glaubenskraft, immer triumphend!
Sprich es aus! erfreue dich
Daſs stolzer - höheres Wesen
Sich dem berüchtigten Golgata
Wohl niemals niedergebeugt hat.

Und also von müder Asche denn
Entferne jedes widrige Wort,
Der Gott der niederdrückt und hebt,
Der Leiden fügt und Tröstung auch,
Auf der verlaſsnen Lagerstatt
Ihm ja zur Seite sich fügte.

Klaggesang, irisch. = = = S. 108
Julius Cäsars Triumphzug von Mantegna. = = = = = — 111
Geschichte der bildenden Künste bey den Griechen v. Heinrich Meyer. = — 134
Hemsterhuis = Galizinische Gemmensammlung. = = = = — 152
Notizen:
Rameau's Neffe v. Diderot. = — 159
Toutinameh v. Iken und Kosegarten. — 161
Volksgesänge abermals empfohlen. — 166
Dom zu Cöln v. Boisseree. - — 169
Wiederholte Entschuldigung und Bitte. = = = = = — 171
Selbstbiographie. = = = — 172
Archiv des Dichters und Schriftstellers. = = = = — 174
Lebensbekenntnisse im Auszug. — 178
Der fünfte May, Ode von Alexander Manzoni. = = = — 182

Das Leben, so gemein es aussieht, so leicht es sich mit dem Gewöhnlichen, dem Alltäglichen zu begnügen scheint, hegt und pflegt doch immer gewisse höhere Forderungen im Stillen und sieht sich nach Mitteln um, sie zu befriedigen.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goethe, Johann Wolfgang <<von>>,

Ueber Kunst und Alterthum

Bd.: 4,1

Stuttgard (1823)

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.L.art.o.143(4#1,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11711751-5